This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD DIVINITY SCHOOL
ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL
LIBRARY

From the collection
of the
UNIVERSALIST HISTORICAL
SOCIETY

Betrachtung

über

den Menſchen.

Von

Peter Kaufmann.

The proper study of mankind is man. Pope.

Philadelphia:

Gedruckt für den Verfaſſer von Conrad Zentler.

1823.

S.C.R.
BR
125
.K3
1823

Eastern District of Pennsylvania, to wit:

BE IT REMEMBERED, that on the twentieth day of November, in the forty-eighth year of the independence of the United States of America, A. D. 1823, PETER KAUFMANN, of the said district, hath deposited in this office the title of a book, the right whereof he claims as proprietor, in the words following, to wit:

Betrachtung über den Menschen. Von Peter Kaufmann.

The proper study of mankind is man. POPE.

In conformity to the act of the Congress of the United States, intituled, "An act for the encouragement of learning, by securing the copies of Maps, Charts and Books, to the Authors and Proprietors of such copies, during the times therein mentioned;"—And also to the act, entitled, "An act supplementary to an act, entitled, "An act for the encouragement of learning, by securing the copies of Maps, Charts and Books, to the Authors and Proprietors of such copies during the times therein mentioned," and extending the benefits thereof to the arts of designing, engraving and etching historical and other prints."

D. CALDWELL,
Clerk of the Eastern District of Pennsylvania.

Vorwort.

Der Zweck der gegenwärtigen Blätter, geneigter Leser, ist kein anderer, als "Verbreitung reinen, stillen Menschenglückes, durch wahre Tugend und ächte Religiosität." Da "Recht zu thun, und furchtlos durch Gottes schöne Erdenwelt zu wandeln," stets eine meiner ersten Lebensregeln ist, so nehme ich auch jetzt nicht den geringsten Anstand, diese Erstlinge meines Geistes, vor die Augen des Publikums zu legen, ohne mich an das Gekreische herzloser, seynwollender Kritiker, im geringsten zu kehren.

Auch erwarte ich nicht, daß diese Schrift den Beifall aller ihrer Leser erlange, indem die Verschiedenheit in Bildung, Geschmack, Denk- und Handlungsweise der Menschen es unmöglich macht, "eine Sache allen Köpfen recht zu machen."

Doch dieses würde ich auch nicht einmal wünschen, und wenn nur der besserdenkende Theil meiner Leser, mich mit seinem Beifall beehrt, so bin ich schon mehr als zufrieden. Da Unvollkommenheit eine Eigenschaft alles Menschlichen ist, so zweifle ich nicht, daß auch dieses Werk noch Verbesserungen zu leiden fähig ist, obgleich ich ihm durch Fleiß und Anstrengung, jenen Grad der Vollkommenheit zu geben suchte, den meine Fähigkeiten, Kenntniße und Hülfsmittel mir gestatteten.

Mehr als dieses wird der billig und vernünftig-denkende Mann von keinem Menschen fordern. Sehr würde es mich freuen, wenn Männer, deren Kenntniße sie fähig machen, schriftstellerische Arbeiten gehörig und mit Gründlichkeit zu beurtheilen, mich von den Mängeln meiner Schrift belehrten, damit ich in den Stand gesetzt werde, dieselben so viel als möglich zu verbessern.

Jedoch nehme ich nur da Belehrung an, wo ich, durch vernünftige und hinreichende Gründe, eines Bessern überzeugt werde.

werde. Es versteht sich aber natürlicher Weise schon von selbst, daß wie jedes, auch dieses Werk, nicht in einzelnen abgerissenen Bruchstücken, sondern in seinem ganzen Zusammenhange, beurtheilt werden muß; denn sonst möchte manches, einseitig und fehlerhaft darin erscheinen, was, nach dem Plane des Verfassers, nur auf diese und keine andere Weise dargestellt werden sollte.

Es lag vorzüglich in meinem Plan, gewisse Gegenstände, und besonders solche, von denen das Publikum schon durch eine Menge von Schriften, wo nicht Kenntniß besitzt, doch dieselbe leicht erlangen kann, so kurz und flüchtig zu berühren, als die Deutlichkeit es erlaubte. Hingegen andere, minder bekannte Gegenstände, so lange zu zergliedern, bis ihr wesentlicher Inhalt gehörig erschöpft sey.

Auch habe ich es mir zur beständigen Regel gemacht, keine Behauptung zu wagen, die, wenn auch nicht immer unumstößliche Beweise, doch für ihre Wahrscheinlichkeit stets die triftigsten Gründe auf ihrer Seite hätte.

Zu diesem Behuf habe ich mich älterer und neuerer Werke bedient, die ich sowohl hier als in Citationen anzuführen für überflüßig erachte, um das Werk nicht zu sehr auszudehnen.

Da sich unter meinen Lesern ein großer Theil befindet, der der deutschen Sprache nicht so ganz mächtig, so habe ich mich um dessentwillen aller fremden, dem gemeinen Manne unverständlicher Wörter entschlagen, um das ganze Werk so deutlich und leichtverständlich zu machen, als die darin vorkommenden Materien es gestatten. Wenn daher Jemand etwas darin finden sollte, was er nicht verstände, — so liegt es nicht an der Sprache oder Schreibart, sondern an der Sache selbst, die dann über seinen Fassungskreis geht; und es wird alsdann die erste Pflicht seyn, die ihm sein eigenes Bestes zuruft: " sich näher mit diesen so wichtigen Dingen bekannt zu machen!" —

Der Verfasser.

Bucks County, den 1sten October, 1823.

Einleitung.

Einſt, bei der Nacht, trat zu Jeſu dem Göttlichweiſen, Nicodemus, ein Schriftgelehrter der Juden, um Wahrheit zu lernen vom göttlichen Meiſter. // Wir wiſſen," redete er ihn an, // daß du, Meiſter, uns von Gott als Lehrer geſandt wurdeſt, denn niemand kann die Zeichen thun, die du thuſt, es ſey denn Gott mit ihm." Jeſus antwortete ihm und ſprach: // Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir: Es ſey denn, daß jemand von neuem geboren werde, ſo kann er das Reich Gottes nicht ſehen." Der Schriftgelehrte verwunderte ſich der Rede, denn er verſtand den hohen Sinn der Bilder nicht, deren ſich Chriſtus bediente, er antwortete deshalb Jeſu: // Wie kann ein Menſch geboren werden, wenn er alt iſt? Kann er auch wiederum in ſeiner Mutter Leib gehen, und geboren werden?" Jeſus antwortete und ſprach: // Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir,

es sey denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geiste, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geiste geboren wird, das ist Geist." Joh. 3, 1—6. So schwer es auch übrigens seyn mögte, alle die kräftigen und hohen Bilder, deren sich Jesu bei dieser Unterredung bediente, gehörig zu deuten, so leicht ist es uns doch den klaren Sinn und Hauptinhalt davon zu fassen. Der Sinn davon ist dieser: " Ohne die Ueberwindung der sinnlichen Gelüste und Leidenschaften, und Erhebung zu tugendhaftem Sinn und reinem Gemüthe, kann kein Mensch, weder zeitlich noch ewig, wahrhaft glücklich seyn. Die bloße Geburt des Menschen, er stamme von einem Volke von welchem er wolle, gibt ihm dazu weder Recht noch Hoffnung, sondern die Bildung seines Geistes durch Lehre und Unterricht."

Es ist überhaupt gar nichts seltenes in unsern Tagen, Menschen zu finden, die die Kühnheit haben sich Christen zu nennen, ohne auch nur den Sinn des göttlichen Lehrers im geringsten zu kennen. In dumpfer Gleichgültigkeit wandeln sie durch Gottes schöne Natur, gleich dem Thiere, ohne sich im geringsten um die Hand zu bekümmern, die sie aus Nichts zur Unsterblichkeit hervorrief. Sie kennen keine andere Sorgen und Freuden, als die, welche sie mit dem Thier gemein haben. Gaumenkitzel und Reichthum, Ehre und Ansehen, Macht und müßige Tage sind ihr höchstes Ziel!

Wenn

Wenn man über die Bestimmung ihres unsterblichen Geistes, von Religion, Gott und Ewigkeit mit ihnen sprechen will, so bekommen sie gleich lange Weile und fangen an zu gähnen; erzählt man ihnen aber, wie und auf welche Weise viel Geld zu erwerben sey: so werden sie mit der größten Aufmerksamkeit und Anstrengung zuhören, auch wenn es Tagelang dauerte. Dieses ist der Geist vieler unserer heutigen Namchristen; — aber nicht der, den uns Jesus lehrte; — nicht der, den die Apostel verkündigten und die ersten Christen ausübten. Es ist also auch nicht der Geist, der uns glücklich für Zeit und Ewigkeit machen könnte. Wohl aber ist es der, wovon unser Heiland, Luc. 16, 13. spricht: "Ihr könnt nicht Gott sammt dem Mammon dienen!"

Dieser Mammons- oder Weltgeist war auch zu Christi Zeiten, wie jetzt, fast allgemein herrschend, und verdrängte alles Streben nach dem Guten aus der Menschen Brust. Jesus erschien um das versunkene Menschengeschlecht wieder zu Gott, zur Tugend zurückzuführen. Mächtig, wie der rollende Donner, schlugen seine Kraftworte an die eherne Brust des verstockten Sünders an; und wie der Blitzstrahl durchzückte die siegende Gewalt und Wahrheit seiner Rede die Geister, und fachte das Streben nach dem Ewigen, Unvergänglichen und Höhern in ihnen wieder an.

Zum Unterschiede von dem gemeinen Mammonsreiche, nannte Jesus das Seinige: Reich Gottes.

tes. Das Reich des Mammons besteht ganz allein im Genuß dieser Welt Güter. Es kennt kein höheres Glück, als das, was diese Erde gibt. Das Reich Gottes und Jesu aber, besteht in der Erhebung des Geistes zum Vater der Geister, und in der Geringschätzung aller irdischen Güter. Es kennt kein höheres Glück, als das, was aus der Verähnlichung mit Gott entspringt. Es ist also klar, daß zwischen diesen zwei Reichen, ganz und gar keine Aehnlichkeit noch Gemeinschaft statt finden kann, indem das Eine verabscheut was das Andere liebt. Wir werden daher im Jesusreiche keinen Mammonsknecht, und im Mammonsreiche keinen Jesusjünger finden. Jedoch geschieht es nicht selten, daß der Mammonsdiener sich in seiner Verblendung für einen Christen hält. Jedoch vergeblich sucht er sich zu täuschen, denn Christi Worte und sein eigenes Gewissen rufen ihm zu, daß nur der wahre Nachfolger Jesu sich Christ nennen dürfe; denn nur er ist gewaschen von dem Schmutz des Mammons, durch das Wasser seines gottähnlichen, menschenliebenden Gemüthes; nur sein Geist ist wiedergeboren durch den heiligen Geist christlicher Tugend und Selbstüberwindung.

Wenn es also unmöglich ist, daß der Mensch ohne diese geistige Wiedergeburt zur Tugend, ohne dieses Abwaschen von den schmutzigen Lastern des Weltgeistes, zum Jesus- oder Gottesreiche gelangen kann: warum finden wir aber, daß die wenigsten

sten Menschen, die sich Christen nennen, auf diese Weise wiedergeboren sind?

Darum: weil sie keinen wahren überzeugenden Glauben an Jesu Lehre, an Gott und seine vergeltende Ewigkeit haben — weil sie nicht Gott und ihren Nebenmenschen, sondern nur sich selber lieben — weil sie es leichter finden, wie niedrige Thiere im Staube zu wühlen, als ihren verwahrlosten Geist zu ewigen und himmlischen Dingen zu erheben — weil sie endlich sich in allen sinnlichen Gelüsten ihrer thierischen Natur herumwälzen zu können glauben, und doch durch Christi Verdienst, und bloßes Herr, Herr, sagen, in Gottes Reich zu kommen hoffen! Aber, Betrogene, ihr irrt euch sehr; wohl ist Christus für alle Menschen gestorben; aber denen nur kömmt sein Blut zu Gute, die auf seinen Wegen wandeln — denen nur, die, wie er, das Irdische, Weltliche und Vergängliche gering schätzen, und mit ganzer Seele nach dem Ewigen, Unvergänglichen und Göttlichen trachten. Nicht Kirchengehen, nicht pharisäische Gebete und Almosen, nicht Taufe und Abendmahl verhelfen euch zum Reiche Gottes — Nein, Verblendete! "Nur ein reines Herz kann Gott schauen!" Matth. 5, 8. Täuschet euch nicht selbst; so lange ihr noch am Irdischen klebt, so lange ihr euern Geist noch nicht befreyt habt von Sünden und Lastern, so lange habt ihr noch keinen Theil am Reiche Gottes, keinen Theil an Christi Lehre, so lange sind alle eure Werke vergeblich, alle eure Gebete fruchtlos.

Denn, " wir wiſſen aber, daß Gott die Sünder nicht höret; ſondern ſo jemand gottesfürchtig iſt, und thut ſeinen Willen, den höret er." Joh. 9, 31. " Denn gleichwie der Leib ohne Geiſt todt iſt, alſo iſt auch der Glaube ohne Werke todt." Jac. 2, 26. " Nur Chriſtus," d. h. ſein heiliger Sinn, ſeine Tugend, " iſt der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater denn durch ihn." Joh. 14, 6.

Was iſt aber die erſte und Hauptquelle der Sittenverderbniß unſerer Tage? Was iſt die Urſache, daß ein großer Theil Menſchen (ja der größte) auf der Erde lebt, gleich als gäbe es keine Vergeltung jenſeits des Grabes — keinen ausgleichenden Richter über den Sternen?

Die Hauptquelle der allgemeinen Ruchloſigkeit, des unverantwortlichſten Leichtſinnes, liegt unſtreitig in der verkehrten Erziehung unſerer Kinder; denn, von der einen Seite ſehen ſie nicht ſelten das ſchlechte Beiſpiel ihrer Eltern oder Umgebenen, und von der andern Seite werden ſie durch unzweckmäßigen Unterricht verdorben. Der Unterricht den die Kinder unſerer Reichen bekommen, iſt hauptſächlich dazu berechnet, kluge und gewandte Weltleute aus ihnen zu bilden: allein das Herz für die Hoheit chriſtlicher Tugenden empfänglich zu machen, wird vergeſſen. Man ſucht ihnen Kenntniße beizubringen, womit ſie unter ihres Gleichen ſcheinen und glänzen können, und dadurch fähig werden Anſehen, Vermögen und Ehrenſtellen zu erlangen.

Man

Man vergißt nicht, ſie zur Erlangung dieſer Dinge anzufeuern, als beſtehe das höchſte Glück in deren Beſitz — aber man vergißt gänzlich, ſie mit den unvergänglichen Schätzen eines reinen Herzens, eines tugendhaften gottgefälligen Wandels und chriſtlichen Gemüthes bekannt zu machen.

Man lehrt ſie höflich, fein und artig ſich gegen ſogenannte Leute von Stande zu benehmen, äuſſerlich ehrbar aufführen, und allen böſen Schein vor der Welt zu vermeiden, damit der gute Name nicht verloren gehe. Dabei gibt man ihnen aber durch Wort und Beiſpiel zu verſtehen, daß man es mit dieſen Dingen nicht ſo genau zu nehmen brauche, und wenn man nur kein öffentliches Aergerniß vor den Leuten gebe, ſo dürfe man ſich, auf Koſten der menſchlichen Schwachheit, ſchon heimlich etwas zu Gute thun. Der Glaube an den allgegenwärtigen Richter, der auch ins Verborgene ſieht, wird hier gar nicht berückſichtigt. Ueberhaupt, wenn die Bildung eines ſolchen Modemenſchen ganz vollendet iſt, und es iſt noch ein Funken von Religion bei ihm übrig geblieben, (bekanntlich iſt es jetzt Mode keine zu haben,) ſo iſt derſelbe ſo zugeſtutzt, daß er ganz gemächlich zu den übrigen Grundſätzen paßt. Auch iſt es bei dieſer Menſchenklaſſe Gebrauch, die Dinge mit ganz andern Namen zu nennen, als ſie in der übrigen Welt genannt werden. So wird, z. B. der Wollüſtling, ein Menſch der zu leben weiß; der Ehebrecher, ein Mann von Welt; der Religionsſpötter, ein witziger

witziger Kopf; der Betrüger, ein kluger Mann, und der stolze Egoist, ein Mann von Charakter genannt. Die reine Engelsseele eines unerfahrnen Mädchens, mit teuflischer Hinterlist und meineidigen Schwüren, um das Kleinod ihrer Unschuld zu betrügen; — Weiber ihren Gatten untreu zu machen, und ihre Herzen mit dem Gifte der Wollust zu besudeln, belegen sie mit den artigen Namen Galanterie, Lebensart. Der Glaube an Gott und Ewigkeit, an Offenbarung und Christenthum, sind ihnen Kinderthorheiten, Ammenmärchen und Aberglaube. Kurz, unter dieser Klasse von Menschen finden wir die größten Laster, den verdorbensten Sinn, gepaart mit der größten Heucheley, die unter dem Deckmantel äusserlicher Ehrbarkeit, die schändlichsten Ausschweifungen und Laster verbirgt. Aber, haben endlich diese Armseligen, die in verblendetem Wahne einen vergeltenden Gott aus dem Weltall hinwegzuläugnen sich erkühnten, die schwache Kraft ihres Geistes und Körpers so lange vergeudet, bis sie den Fluch der Natur in allen Adern und Gliedern empfinden, so wollen sie auf einmal sich bekehren, wenn sie finden, daß sie zum Sündigen keine Kräfte mehr haben. Nun wollen sie, durch äussere Frömmeley, Gottes Barmherzigkeit erstürmen, und trösten sich mit dem Gedanken einer allgemeinen Erlösung. Aber irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Er ist freilich allbarmherzig, aber er ist auch gerecht. Er mißt jedem Menschen mit dem Maaße, womit der Mensch

seinen

seinen Nebenmenschen gemessen hat. Er gab dem Menschen den freien Willen; Er gab jedem Wesen der Natur seine Gesetze. Das Schicksal, was der Mensch sich durch seinen freien Willen bereitet, wird ihm werden, und davon rettet ihn weder Gottes Liebe noch Barmherzigkeit!

Nur das ist gut, was durch einen freien guten Willen gethan wird, darum mußte Gott den Menschen frei schaffen, denn ohne Freiheit ist keine Tugend, keine Aehnlichkeit mit Gott möglich. Würde Gott den Menschen ohne Tugend selig machen, so müßte er gegen die Gesetze seines Wesens handeln, er wäre mit sich selbst in Widerspruch, und wäre folglich kein vollkommner Gott. Es ist also ohne Tugend keine Seligkeit möglich, denn Tugend ist Vervollkommnung, Veredlung des Geistes. Gott ist der vollkommenste Geist, deshalb ist er auch der seligste. Je tugendhafter, je vollkommner ein erschaffener Geist ist, desto ähnlicher, desto näher und inniger ist er mit seinem Schöpfer verbunden, desto glücklicher und seliger ist folglich sein Bewußtseyn. Je lasterhafter ein Geist, desto unähnlicher und ferner von Gott, desto trauriger sein Gefühl. Aehnlichkeit mit Gott, bringt also in dem Geiste das Gefühl des Himmels; und Unähnlichkeit, das der Hölle hervor.

Gleichwie es in der Kette der Wesen keine Lücke gibt, sondern vom untersten Gliede bis zum höchsten ununterbrochen fortsteigt: eben so gibt es auch in der Stufenleiter der Geister keinen Sprung,

sondern

sondern es ist ein beständiges Aufsteigen von einer Sprosse zur andern.

Die Stufe, zu welcher sich der menschliche Geist hier auf Erden schwingt, im Guten oder Bösen, wird sein Loos jenseits des Grabes bestimmen; denn die Gesetze, die Gott seinem Weltall und allen darin befindlichen Wesen vorschrieb, sind ewig wie die Gottheit. Der menschliche Geist wurde von seinem Schöpfer zu einem ewigen Wirken ins Daseyn gerufen. In diesem Wirken soll er sich auf seinen Bahnen beständig der Gottheit zu nähern suchen, durch Willensreinheit und Selbstveredlung. Die Seligkeit die der Mensch hier auf Erden empfindet, ist der Maasstab für jene die er nach diesem Leben zu erwarten hat. Dieses lehrt uns auch Christus in dem Gebete was er uns hinterließ: „Dein Reich (Vater in den Himmeln, spricht er) komme zu uns!" Und wenn dieses Reich der Gottes- und Menschenliebe, dieses Reich gottähnlicher Tugend nicht auf Erden in unser Herz gekommen ist, so hoffen wir vergebens durch Gottes Barmherzigkeit oder Christi Blut, in jenem Leben in dasselbe einzugehen!

Die Quelle der Rohheit und Verwilderung der ärmern Volksklasse, liegt ebenfalls in der Erziehung, doch mit dem Unterschied, daß es nicht so sehr ihre eigene Schuld ist, wie bei den Reichen. Die Reichen besitzen die Mittel ihre Kinder in allem gehörig unterrichten zu lassen, und ihr Herz zur Tugend und ihren Verstand zur Wahrheit zu führen.

ren. Der ärmern Klaſſe, und beſonders auf dem Lande, hingegen fehlt es nicht nur oft an den nöthigſten Mitteln, ſondern noch öfter an der erforderlichen Gelegenheit, aus Mangel an guten Lehrern, ihre Kinder unterrichten zu laſſen. Hier gibt es „eine große Erndte, aber der Schnitter ſind wenig.“ Hier, Menſchenfreund, den die Vorſehung mit zeitlichem Wohlſtande und Mitteln ſegnete, hier trage dein Scherflein zur Errichtung neuer, und Verbeſſerung der vorhandenen Schulen bei! Dieſes Scherflein wird dir Blüthen tragen, deren Wohlgerüche dich noch jenſeits des Grabes erquicken werden, und dein Name wird noch von den kommenden Geſchlechtern geſegnet werden! In einem Lande, wo die Regierung ſo wenig zur Veredlung des Volkes thut, da müſſen menſchenfreundliche und weiſe Menſchen das Schickſal ihrer ärmern Brüder zu mildern, und ihren Geiſt zu veredlen ſuchen: Und dieſer Edlen, dieſer Guten hat es hier in unſerm Lande, Gott ſey Dank, nicht wenige gegeben, dies bezeugen uns die zahlreichen Inſtitute, die ſie hin und wieder errichtet haben; Heil den Edlen die ſie ſtifteten!

Aber ſo groß auch die Zahl unſerer Schulen iſt, ſo iſt die Zahl derſelben doch keineswegs mit dem Bedürfniß derſelben in gleichem Verhältniß. Vorzüglich aber fehlt es uns noch ganz an einer Anſtalt um Schullehrer zu bilden; denn es iſt, leider, nur zu bekannt, daß viele, beſonders die meiſten unſerer jetzigen auf dem Lande, bei weitem nicht die Fähigkeiten

higkeiten besitzen, die zu diesem geringscheinenden, aber äusserst wichtigen Geschäfte erfordert werden. Denn, wenn die junge Pflanze nicht gehörige Wartung und Pflege erhält, so ist sie für ihr ganzes Leben verdorben. Eben so ist es mit dem Menschen, denn in der Jugend nur ist sein Herz und Verstand für alles Gute und Wahre empfänglich, und die Eindrücke die er hier erhält, begleiten ihn durch sein ganzes Leben.

Deshalb, ist, liebe Eltern, euch das Wohl und die Seligkeit eurer Kinder lieb? so lasset ihnen im Christenthum und allem Nöthigen, sattsamen Unterricht geben, aber hütet euch zugleich, daß ihr durch eigenes böses Beispiel nicht dasjenige wieder verderbet, was sie Gutes in der Schule oder Kirche lernten! Glaubet nur nicht, daß ihr das Eure gethan habt, wenn ihr euern Kindern Nahrung und Kleidung giebt — o nein! auch euerm Viehe lasset ihr ja dieses Vorrecht angedeihen, und schützt es gegen Hunger und üble Witterung. Nein, eure Kinder sind euch anvertraut als unsterbliche Geister, vom ewigen Urgeist, und eure Pflicht ist es, diesen unerfahrnen Geistern, durch Lehre und Unterricht, durch Wort und Beispiel die Bahn zu zeigen, auf der sie sich dem ewigen Vater der Geister nähern sollen!

Betrachtung
über
den Menſchen.

Cap. I.

Der Menſch in phyſiſcher Hinſicht.

§. 1.

Es iſt eine der auffallendſten aber auch der gewöhnlichſten Erſcheinungen, daß der Menſch, von allen Dingen, ſich ſelbſt am wenigſten kennt. Er mögte gerne die Urſach und Wirkung alles andern ergründen, aber ſelten nur wirft er einen Blick auf ſein eigenes Weſen, um ſich davon mehrere und beſſere Begriffe zu verſchaffen. Von dieſer verkehrten Richtung ſchreibt ſich der gröſte Theil des Uebels her, worunter unſer Geſchlecht ſeufzt; denn wie iſt es möglich daß ich glücklich ſeyn kann, wenn ich mich ſelbſt nicht kenne, und folglich nicht weiß worin mein Glück beſteht, oder wie und auf welche Weiſe ich es erreichen ſoll?

So nothwendig indeſſen dem Menſchen die Selbſtkenntniß iſt, ſo wenig bekümmert ſich überhaupt der große Haufe darum, und wird deshalb auch von jedem äuſſerlichen Stoß, wie ein ſchwaches Schilf am Ufer vom kleinſten Windſtoß, hin und her getrieben. Nicht ſo aber der Chriſt, der Weiſe, der das hohe Vorrecht ſeines vernunftbegabten Geiſtes erkennt. Er fühlt, daß er eine doppelte Natur beſitzt, daß jede von dieſen Naturen nach eigenen Geſetzen wirkt, und daß ihm ſein zeitliches und ewiges Glück vom Vater des Alls anvertraut wurde. Er weiß, daß jede That des Menſchen ihre nothwendige und unausbleibliche Folgen hat, daß die Folgen des Laſters und der Thorheit bitter und ſchmerzhaft, die Folgen der Tugend und Weisheit hingegen ſüß und beglückend ſind.

Thorheit, Laſter und Unwiſſenheit verderben Körper und Seele; Weisheit, Tugend und Wiſſenſchaft hingegen erhalten und ſtärken den Körper, und gewähren dem menſchlichen Geiſte das höchſte Glück. Will der Menſch ſich ſelbſt kennen lernen, ſo muß er ſich zuerſt mit dem künſtlichen Bau ſeines Körpers und alle dem bekannt machen, was denſelben erhalten oder zerſtören kann. Hat er dieſe Kenntniß erlangt, ſo muß er ſich auch mit der Natur ſeines Geiſtes, mit deſſen Kräften, Neigungen und Leidenſchaften, durch genaue Aufmerkſamkeit über die Aeuſſerung ſeiner Gefühle bei jeder Gelegenheit, vertraut zu machen ſuchen. Erſt

alsdann

alsdann kann er hoffen, mit Glück seine Sinnlichkeit bekämpfen und einschränken zu können, wenn er auf diese Weise sich selbst erkannt hat. Diese Selbsterkenntniß ward bei den Weisen der Vorzeit so hoch geachtet, daß der Wahlspruch einer der berühmtesten Schulen des Alterthums war: "Erkenne dich selbst!"

§. 2.

Wunderbar ist der Bau des Menschen. Mit dem Körper gränzt er an das Thier, mit der Seele ist er höhern Geistern verwandt. Allein sein Körper schon selbst übertrifft alle Thiere an Schönheit und Vollkommenheit, und unzählbar sind die Theile, aus welchen er so kunstreich zusammengesetzt ist; bloß das Gerippe desselben enthält zwei hundert neun und funfzig von einander verschiedene Knochen. Besonders merkwürdig dabei ist dieses: daß die meisten dieser Knochen doppelt vorhanden sind; nur diejenigen, welche sich in der Mitte des Gerippes befinden, sind einfach. So verhält es sich auch mit den andern Theilen die mit diesen Knochen verbunden sind; denn wenn man das Gerippe vom Scheitel bis zur Ferse theilte, so würde es in zwei ganz ähnliche Hälften zerfallen, zwei Hände, zwei Füße, zwei Ohren, zwei Augen, u. s. w. Der menschliche Leib ist demnach ein zusammengesetztes Doppelbild; und der Verlust eines Theils, z. B. des Auges, wird durch das Andere zum Theil ersetzt. Und, wunderbar, ungeachtet dieser

fast

faſt durchgängigen Doppelheit, empfindet der Menſch alles doch nur einfach. Er ſieht, er hört, er fühlt nicht zweifach. Dicht um die Knochen ſchmiegt ſich die Beinhaut, ein zartes Gewebe, das aus dem feinſten Blut und Waſſergefäßen beſteht, und dazu beſtimmt iſt, das Wachsthum der Knochen zu erhalten, die urſprünglich nur Knorpel ſind. Im zwanzigſten Lebensjahre ſind ſie erſt vollkommen; doch fangen ſie ſchon mit dem funfzigſten an leichter und gebrechlicher zu werden.

§. 3.

Bänder, faſerig und biegſam, Sehnen genannt, umfaſſen und durchſchlingen die weichern Theile des Körpers, und halten ſie mit den Knochen verbunden; mehrere ſolcher Sehnen in Eins und in gewiſſer Geſtalt vereint, heiſſen Muskeln; dieſe ſind ſehr reizbar, und dienen dazu, Bewegungen im Körper zu veranlaſſen. Alles Fleiſch iſt ein Geflecht von Sehnen, Muskeln, Häuten und Adern. Durch die Adern ſtrömt beſtändig das Blut vom Herzen durch alle Theile des Körpers, und von da wieder zum Herzen zurück. Dieſe Bewegung heißt Circulation (Kreislauf) des Bluts. Jeder, auch der kleinſte Theil, hat ſeine eigene Verrichtungen, und iſt mit dem Ganzen innig verbunden. Die Geſchäfte des Körpers gehen unaufhörlich fort, ohne daß der Menſch es ſelbſt weiß oder will. Im Magen werden die genoſſenen Speiſen auf die erſtaunlichſte und unbegreiflichſte

Weiſe

Weiſe aufgelöſt und geſchieden, worauf dann das Taugliche durch viele Verwandlungen ins Blut übergeht, und das Untaugliche durch die Reinigungscanäle wieder abgeſetzt wird. Nicht nur die Speiſen welche wir genießen, ſondern auch die Luft ſelbſt dient zu unſerer Nahrung. Wir athmen ſie ein, und erfüllen damit die Lunge, welche den unbrauchbaren Theil derſelben wieder zurückſtößt. Daher rührt es, wenn Menſchen beſtändig an Orten eingeſperrt leben, wo keine friſche zukommt, daß ſie krank werden; weil die einmal eingeathmete Luft keinen Nahrungsſtoff mehr enthält. Sogar die Schweißlöcher (Pores) an der menſchlichen Haut, die ſo klein ſind, daß wir ſie nur durch Hülfe der Vergrößerungsgläſer ſehen können, auch dieſe ſchlucken Luft ein. Durch eben dieſe Schweißlöcher dünſtet ein großer Theil des menſchlichen Körpers beſtändig aus, welcher durch die Speiſen wieder erſetzt wird. Was aber, und wie die Luft Nahrungstheile gibt, hat noch kein Sterblicher ergründet.

§. 4.

Gleich wichtig und geheimnißvoll iſt das Geſchäft der Nerven, die durch den ganzen Leib verwebt ſind, und die, ohne Zweifel, die erſten Hülfsmittel der Seele ſind, um ihren Körper zu lenken und regieren. Durch ſie iſt die Seele gleichſam in ihrer irdiſchen Wohnung allgegenwärtig. Durch ſie empfindet ſie erſt was auſſer ihr vorgeht. Dieſe Nerven ſind weiche, äuſſerſt zarte, zuweilen kaum

sichtbare Faden; jeder einzelne Nerv besteht aber aus zwei beisammen liegenden Fäden. Sie breiten sich durch den ganzen Körper aus; von der äussersten Oberfläche desselben dringen sie bis ins Gehirn. So hat man dreißig paar Rückgradsnerven und zwölf paar Hirnnerven gezählt. Wie die Seele durch diese Nerven ihren Willen im ganzen Körper verbreitet, und empfindet: so wirkt auch der Körper, und alles was denselben nahe und fern umgibt, durch sie auf die Seele. Eben durch sie pflanzt sich der äussere Schmerz bis zum Geiste fort, und wird zur Vorstellung in ihm. Doch bleibt es uns stets unbegreiflich, wie Körper und Geist wechselseitig auf einander wirken.

Gleichwie nun die Nerven vorhanden sind, als die ersten und unmittelbarsten, und edelsten Werkzeuge der Seele: so ist der ganze menschliche Körper, mit allen seinen Säften, Blutgefäßen, Sehnen und Muskeln, nur vorhanden zur Ernährung, Unterhaltung und Beschützung der Nerven. Hingegen sind Pflanzen, Thiere, Wasser, Luft, ꝛc. nur vorhanden zur Ernährung und Erhaltung des Körpers. Und so steht die Seele mit dem ganzen Weltall in einer wunderbaren, geheimen Verbindung. So ist ihre Wirksamkeit nur durch die Wirksamkeit des gesammten Weltalls möglich, und mithin muß sie wieder, zur Erhaltung des großen Ganzen, thätig seyn. Zum Behuf dieser Thätigkeit, tragen die sogenannten fünf Sinne des Menschen (Gefühl, Geschmack, Geruch, Gesicht und Gehör) nicht

nicht wenig bei. Von allen diesen äussern Sinnen, ist keiner im ganzen Körper so ausgebreitet, wie der Sinn des Gefühls. Die Werkzeuge desselben sind die überall unter unserer Haut verbreiteten Nerven-Enden. Die leiseste Berührung derselben erregt einen Reiz, und in eben demselben Augenblick eine Vorstellung im Gemüth. Obgleich aber das Gefühl über den ganzen Leib verbreitet ist, so ist es doch in den Fingerspitzen am feinsten. Diese sind bei uns gleichsam das, was bei vielen Thieren die empfindlichsten Fühlhörner sind. In ihnen breiten sich die Nervenspitzen in kleinen Körnern oder Wärzchen aus, so daß jeder äussere Eindruck auf sie viel lebhafter und deutlicher wirkt. Die Zartheit des Gefühls kann so weit durch Uebung vervollkommnet werden, (wie man von Blindgebornen weiß,) daß sie durch Betastung selbst die Verschiedenartigkeit der Farben erkannten, wovon sie doch durchaus keine Vorstellung haben.

§. 5.

Auch ist es der Gefühlssinn, welcher am meisten über alle Geschöpfe ausgebreitet ist, die Leben haben. Vielen fehlt Gesicht, Gehör, Geruch, aber nur wenigen das Gefühl. Was gefühllos ist, hat weniger Leben und willkührliche Bewegung. Die Auster, welche kaum empfindet, bewegt sich fast gar nicht. Der Vogel, dessen Empfindsamkeit ungemein lebhaft ist, lebt beinahe in beständiger Bewegung. Selbst einige Pflanzen scheinen

etwas

etwas Gefühl zu haben; indem sie sich bei Verletzungen zusammenziehen, am Tage öffnen, oder ihr Laub dem Lichte zuwenden. Das Gefühl ist der Verkündiger des Lebens, und ist selbst im Innern des Körpers überall verbreitet, so weit die Nerven sich zerstreuen. Hunger und Durst sind Wirkungen dieses Sinnes in unserm Eingeweide. Alle übrigen Sinne besitzen auch zugleich diesen Sinn. Mit dem Auge, Ohr, mit der Zunge und den Geruchsnerven fühlen wir auch. Aber überall ist die Empfindung dabei verschieden. So zart auch Zunge und Lippe seyn mögen, so erhalten wir doch durch sie, wenn wir mit geschlossenen Augen Gegenstände damit betasten, keine so deutliche Vorstellung, als mit den Fingerspitzen. Der Schöpfer scheint den menschlichen Leib darum so reichlich mit Gefühlsnerven umwebt zu haben, damit wir von allen Seiten mit seiner Welt in beständiger Berührung stehen, und dadurch in beständiger Lebensthätigkeit erhalten werden, und auch zugleich gewahr werden, wo der Wohnung der Seele Gefahr droht. Denn mit jedem Reiz auf die Gefühlsnerven, ist zugleich eine Vorstellung des Angenehmen und Unangenehmen verbunden. Die Empfindung von Lust und Unlust liegt nicht unmittelbar in den Sinnenwerkzeugen selbst, sondern in der Seele. Es steht in ihrer Gewalt, die Empfindlichkeit der Nerven zu vermehren oder zu vermindern, je nachdem sie dahin ihre größere Aufmerksamkeit lenkt oder davon wegzieht. So kann der Mensch seine

Schmerzen

Schmerzen verringern, indem er seine Gedanken lebhaft mit einem andern Gegenstande beschäftigt.

§. 6.

Erst durch das Gefühl, erhalten wir von allen Dingen ausser uns, wahre Begriffe; wir empfinden, ob ein Ding hart oder weich, glatt oder rauh, naß oder trocken, warm oder kalt, u. s. w. sey. Von allem dem würden wir auf keine andere Art Vorstellungen erlangen, wenn wir nur sehen und nicht betasten könnten. Das ganze Weltall würde um uns herum schweben wie ein glänzendes Traumbild. Ja, ohne Gefühl wäre unser Körper ohne Leben, ohne Wächter seiner Erhaltung gegen zerstörende Eindrücke. Der geringste Schmerz warnt uns, lenkt unsere Aufmerksamkeit nach der verwundeten Stelle hin, und zwingt uns Sorge dafür zu tragen. So belehrt uns anderseits eine Wohlempfindung, daß unser Körper gegen Unfall sicher sey. Allein es wäre Thorheit zu glauben, daß unser Geist, bloß wegen diesen Gefühlsnerven da sey, um dieselben auf alle Weise zu hegen und zu pflegen. Es wäre Thorheit sich einzubilden, der Künstler und Handwerker habe das Leben empfangen, um Sklave seiner Werkzeuge zu seyn, und ihnen zu dienen! wir würden es eine Umkehrung aller Begriffe, eine Verrücktheit des Verstandes nennen.

Was thut aber der verzärtelte Weichling, welcher jede unangenehme Empfindung scheut? Was

thut

thut der üppige Wollüstling, der kein höheres Gut, als den Kitzel dieser Gefühlswerkzeuge kennt? Sind sie nicht Sklaven einiger ihrer Nerven? Athmen sie nicht einzig für sie? Lebt ihre ganze Seele nicht bloß in denselben? Ohne das Werkzeug, welches die Gottheit unserm Geiste verlieh, würden wir für die Welt unbrauchbar seyn. Aber nicht mißbrauchen dürfen wir dasselbe, sonst wird es untauglich. Der ganze Leib ist unendlich geringer als die Seele. Für die Sache des Geistes muß endlich selbst das Werkzeug aufgeopfert werden. Die Sache des Geistes aber ist seine Freiheit, seine Tugend. Wer sich selbst verzärtelt, zerstört seine Gesundheit, denn jedes rauhe Lüftchen macht ihn krank. Wie verächtlich ist der Weichling, der die Hoheit seines Geistes aus den Augen selbst, und sich, durch thierische Lust einiger Nerven, unters Thier herabsetzt. Wie elend der Wollüstling, der sich selbst zerstört! Allein sie thun's nicht ungestraft, frühe welken sie dahin, und die Dauer ihrer Tage ist kurz und mit Mühseligkeit erfüllt!

§. 7.

Auf das Gefühl folgt der Sinn des Schmeckens. Dieser ist hauptsächlich die Wirkung von zwei paar Nerven, welche sich über die Zunge und den Gaumen durch seine Verzweigungen ausbreiten. Diese Nerven bilden an der Oberfläche der Haut Nervenwärzchen, die noch größer und weicher sind, als die Fühlhörner der Fingerspitzen.

Sobald

Sobald sie von einem fremden Körper berührt werden, so heben sie sich von selbst in die Höhe, ohne daß die Seele ihren besondern Willen dazu äussert, doch ist nicht zu bezweifeln, daß auch sie ihrer Gewalt untergeordnet sind, und ihre Reizbarkeit erhöht wird, sobald die Seele ihre volle Aufmerksamkeit auf den Geschmack der Dinge richtet. Der Sinn des Schmeckens ist vom Schöpfer allen Thieren gegeben worden, er muß allen dazu dienen, sie in der Auswahl derjenigen Nahrung zu leiten, welche zu ihrer Erhaltung die angemessenste ist. Und es ist gewiß ein Zeuge von Gottes weiser und bewunderungswürdiger Vorsorge, daß gerade vor dem Schlunde, wodurch die Speisen und Getränke zur Erhaltung des Körpers gehen müssen, der Geschmackssinn, wie ein prüfender Richter, gestellt ist, um vorher das Gute vom Schlechten zu unterscheiden. So kennt selbst das vernunftlose Thier, ohne zu wissen warum, die gesunden von den schädlichen Kräutern. So hat das neugeborne Kind, wie das Thier, durch den Geschmack einen eben so sichern Beschützer, als der Erwachsene, ohne sich Rechenschaft davon geben zu können, oder den Werth der Speisen vorher gekannt zu haben. Alles was der Gesundheit des Leibes nachtheilig ist, verräth sich der Zunge durch seinen zusammenziehenden ekelhaften Geschmack. Warum haben die Giftpflanzen meistens einen widerlichen Saft? Warum haben ihn die meisten guten Nahrungsstoffe süß, lieblich? Warum haben die Steine und Erd-

arten

arten oder Metalle, die durchaus nichts zur Ernährung des Leibes beitragen können, gar keinen Geschmack? Wahrlich, überall strahlt uns des himmlischen Vaters weise Obsorge entgegen, um seine erschaffene Wesen freudig und gesund zu erhalten.

Die Zunge ist zwar das vornehmste Werkzeug des Geschmacks; doch auch andere Theile des Mundes besitzen dieses Vermögen. Auch mit dem Gaumen und dem Schlunde schmecken wir, und oft sogar manche Speise schärfer als mit der Zunge. Die Weichheit und beständige Feuchtigkeit dieser Werkzeuge, machen sie besonders zu diesem Geschäfte tauglich.

Es ist dieser merkwürdige und wohlthätige Sinn demnach ein Eigenthum aller Thiere. Ja, man möchte ihn selbst den Wurzeln und Blättern der Pflanzen einigermaßen zuschreiben. Denn es ist bekannt, daß auch sie alle in Erde und Luft vorhandenen Stoffe zurückstoßen oder unberührt lassen, die nicht zu ihrer Nahrung taugen, und hingegen diejenigen einsaugen, die, nach den Verordnungen des Schöpfers, ihrem Gedeihen heilsam sind.

§. 8.

Es scheint indessen, als wenn die Vollkommenheit oder Zartheit des Geschmacks, mehr oder weniger, mit der Feinheit des Gefühls in Verbindung stünde. Bei den Fischen, Vögeln und kräuterfressenden Thieren, ist letzterer weniger empfindlich, auch haben sie keinen so auswählenden Geschmack,

als

als andere, besonders fleischfressende Thiere, welche schon am Fleisch sogar die leckerhaftesten Bissen zu unterscheiden wissen.

Bei wilden Völkern findet man den Geschmackssinn eben so wenig ausgebildet, als ihre Gefühlswerkzeuge unempfindlich sind. Hingegen lehrt uns auch die Erfahrung, daß Menschen, die den Geschmackssinn durch Leckereyen verfeinerten, dadurch thierischer werden, und geringer an Geisteskräften zu seyn pflegen. So wie dieser Sinn für uns ein Wächter der Gesundheit ist, wird er auch der erste Bothe innerlicher Krankheiten. Dem Kranken werden die Speisen ekelhaft, die ihn sonst erfreuten, und der Geschmack kann sich so verwandeln, daß ihn manches angenehm reizt, was er sonst zurück stieß. Auch hier hat die Gewohnheit ihr gewaltiges Recht. Der Mensch hat das Vermögen, durch fortgesetzte Uebung, dasjenige sich erträglich zu machen, ja, sogar in einen angenehmen Geschmack zu verwandeln, was ihm vormals Ekel verursachte. Der Genuß der Nahrungsmittel hat einen großen Einfluß auf die Gesundheit, Lebensdauer, und sogar auf die Gemüthsart. So beweißt die Erfahrung, daß Thiere, die Fleisch fressen, wilder und unbändiger sind, als jene die von Kräutern leben. So bemerkt man, daß weinbauende Nationen heiterer und lebhafter sind, als die welche sich anderer Getränke bedienen. So bemerkt man, daß Völker, die größtentheils vom Fleisch der Thiere leben, kriegerischer und feuriger

ſind; hingegen Andere, deren Nahrung größtentheils in Früchten, Mehlſpeiſen und Gemüßen beſteht, ſich durch ſanftern und menſchlichern Sinn auszeichnen. Ferner lehrt uns die Erfahrung, daß die einfachſte Lebensart die geſundeſte, und zugleich die zuträglichſte zur Verlängerung des Lebens iſt. Mäßigkeit und Arbeit ſind die Mutter der Geſundheit und des langen Lebens.

Gott gab dem Menſchen den Geſchmack, um ihn dadurch fähig zu machen, dasjenige auszuwählen, was zur Erhaltung ſeiner Geſundheit und ſeines Lebens am tauglichſten iſt. Einzig und täglich für dieſe Nahrung zu ſorgen, iſt das Geſchäft des vernunftloſen Thieres. Der zur Ewigkeit berufene Geiſt des Menſchen, kennt noch höhere Sorgen. Aber wenn er den Kitzel des Gaumens zur Hauptangelegenheit ſeines Lebens macht; keine beſſere Freude kennt, als die Befriedigung dieſes thieriſchen Sinnes — dann ſinkt er ſelbſt zum Thier hinab, und wird, durch Fraß und Völlerey, noch verächtlicher als dieſes vernunftloſe Weſen.

§. 9.

Keinem Laſter folgt die Strafe ſo ſchnell auf dem Fuße nach, wie der Schwelgerey und Unmäßigkeit. Die Fähigkeiten des Geiſtes werden dadurch unterdrückt, die Urtheilskraft, der Scharfſinn, das Gedächtniß, werden dadurch in einem ſolchen Grade geſchwächt, daß ſich der Nachtheil davon oft auf Kindeskinder fortpflanzt. So

lehrt

lehrt uns die Erfahrung, daß Kinder, welche in der Trunkenheit erzeugt werden, äuſſerſt dumm und ſchwach am Geiſte werden. Daher ſieht man überall im gemeinen Leben, daß ausgezeichnete Schlemmer, Schwelger und Trunkenbolde, wenig beſondere Geiſteskräfte beſitzen, und daß ihnen anhaltendes und gründliches Nachdenken, mühſam oder gar unmöglich wird. Für groſſe Gedanken und groſſe Tugenden ſind ſie ſtumpf, und nur die Freuden des Tiſches haben auf der Welt den höchſten Werth für ſie. So waren, im Gegentheil, die beſten und weiſeſten Menſchen, jederzeit von bewunderungswürdiger Enthaltſamkeit. Sie genoſſen nur ſo viel, als zur Aufrechthaltung ihrer Geſundheit vonnöthen war; ſie verachteten die thieriſchen Freuden an Leckereyen, und zogen die einfachſte Koſt deshalb vor, weil ſie dem menſchlichen Körper die erſprieſslichſte iſt. Schwelgerey und Gaumenkitzel ſind ein Mißbrauch göttlicher Gaben, und vernichten die Geſundheit und verkürzen das Leben. Beobachtet einmal den Unglücklichen, der ihr Sklave ward! bleich und entſtellt ſteht er, nach wenigen Jahren, da! Eine Menge ſchmerzhafter Fieber durchwühlt ſeine Glieder. Die Säfte ſeines Lebens ſind vergiftet, ſeine Nerven ſind zerrüttet. Er wird die Beute ſeines viehiſchen Laſters, und der Raub eines ſchnellen Todes. Geſundheit, froher Muth und langes Leben, ſind die Frucht der Mäßigkeit. Der Enthaltſame iſt immerdar zu allem Guten aufgelegt, ſein Geiſt iſt frey, er findet

die

die Welt schöner, weil er sie auf mannichfaltigere Weise genießt. Der Hunger ist es, welcher ihm seine Kost süßer würzt, als dem lüsternen Prasser seine mit allen Hülfsmitteln einer vergiftenden Kunst zubereiteten Gerichte. Enthaltsamkeit und mäßige Befriedigung des Triebes, darauf Erhaltung unseres Leibes abzweckt, macht uns von Menschen und Schicksal unabhängig; gibt uns Zufriedenheit auch im Schoos der Armuth. Nahe der Gottheit steht der Enthaltsame, denn er kann bestehen ohne der Hülfe vieler Menschen zu bedürfen, indessen er es durch seine Grundsätze immer in der Macht hat, vielen zu helfen.

§. 10.

Zunächst an den Geschmack, gränzt der Sinn des Geruchs. Eine schwammige, zarte, löcherige Haut, überkleidet das Innere der Nasenhöhle. In dieser Haut verbreitet sich das feinste Gewebe eines Nervenpaars, nebst Zweigen eines andern, vom ersten verschiedenen Nervenpaars, die alle zum Gehirn gehen. Die Enden der Nerven sind mit einem klebrigen Schleim bedeckt, und gegen Verletzungen geschützt. Sie sind es, welche, sobald sie von den aufgelösten und verflüchtigten Theilen der Körper berührt werden, jene Empfindung hervorbringen, welche wir Geruch nennen. Je mehr Ausdehnung und Fläche, in den an die Stirne gränzenden Nasenhöhlen, jene nervenreiche, empfindliche Haut besitzt, desto stärker ist das Geruchsvermögen.

ruchsvermögen. Bey den meisten fleischfressenden Thieren, ist diese Ausdehnung der Haut sehr entwickelt, wie beim Hunde, Wolf, Fuchs, u. a. m. Zwar haben die Thiere, welche ohne Knochen sind, keine sichtbare Nasen, aber demungeachtet das Vermögen des Geruchs. Bei Insekten, Würmern, Muscheln, ist es für uns unergründlich, mit welchem Theile ihres Körpers ihr Geruchssinn verbunden sey. Dennoch aber dürfen wir keineswegs daran zweifeln, daß sie ihn in einem hohen Grade besitzen, daß er bei ihnen oft die Stelle der Augen vertritt, daß er ihnen schon in weiter Ferne die Gegend andeutet, wo sie Nahrung für sich finden werden. Wer weiß nicht, daß die Ausdünstungen des Honigs und des Zuckers, die wir, wenige Schritte nur davon entfernt, gar nicht mehr verspüren, Fliegen, Bienen, Wespen und Ameisen, weit her herbeilockt?

Wo verborgen ein thierischer Körper verweset, sammeln sich schnell entfernte Aasfliegen, um ihre Eyer hineinzulegen, damit das zarte, auskriechende Gewürm, sogleich sein Futter finde. Der Wasserpolyp hat keine Augen; er gleicht in seiner faserigen Gestalt im süßen Wasser mehr einer Pflanze, als einem Thiere; dennoch weiß er es, sobald ein Würmchen oder ein Insekt sich nähert; er weiß den Ort, wo es sich befindet, streckt seine Arme oder schwebenden, lebendigen Zweige dahin aus, ergreift, umwickelt und verzehrt es. So wie der Geschmack, ist auch der Geruchssinn unter allen

 Thieren,

Thieren, mehr oder weniger, verbreitet. Er leitet sie zu ihren Wohnungen, zu ihren Speisen. Er ist eines der wichtigsten Mittel des Schöpfers, zur Erhaltung seiner lebendigen Welt. Der Hund, dieser treue Begleiter des Menschen, erkennt und unterscheidet die Menschen, vermittelst seiner Witterung, verfolgt nach derselben die Thiere, findet sich auf entfernten Reisen in unbekannten Gegenden, nach langer Zeit zurück, während er auf nichts anders um sich her merkt, mit seinen Augen zum Erdboden niedersieht, oder in dunkeler Nacht wandelt. Der Geruchssinn unstreitig ist es, welcher die Schaaren der Zugvögel durch die höchsten Lüfte, über ganze Welttheile, über weite Meere hinweg leitet, daß sie nicht nur ihre Länder wieder finden, in denen sie geboren wurden, sondern selbst ihre Städte, ihre Dörfer, ihre eigenthümlichen Nester. Die Fische, obgleich in der Tiefe beweglicher, rauschender Wellen, selbst im trüben, schlammigen Wasser, welches nicht weit zu sehen gestattet, haben einen so feinen Geruchssinn, daß sie in der Ferne den kleinsten Punkt entdecken, wo für sie eine angenehme Nahrung liegt, und derselben mit Begierde zueilen. Die Lockspeise an der Angel, wird von ihnen im Strome bemerkt, ehe sie dieselbe sehen; der Geruch des Hanfes betäubt sie. Von ausserordentlicher Verschiedenheit ist der Einfluß der Ausdünstungen auf die Geruchsnerven des Menschen. Diese Nerven sind aber oft durch

übermäßige

übermäßige Reizungen eben so abgestumpft und verwöhnt, als der Geschmacksinn.

§. 11.

In Städten, wo die Einwohner mit ihren Werkstätten enger beisammen sind, ist der Geruch selten so fein und ausgebildet, als bei Bewohnern einsamer Gegenden. Seeleute empfinden auf dem Meere die Nachbarschaft von Inseln, welche reich an wohlriechenden Gewächsen sind, manchmal schon in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Meilen; ja, man erzählt von wilden Naturmenschen, deren Geruchswerkzeuge so empfindlich sind, daß sie darin mit der wunderbaren Vollkommenheit des Hundes wetteifern. Ueberhaupt aber ist dieser merkwürdige Sinn, der, von der einen Seite, dem Geschmack in Rücksicht der Empfindung sehr verwandt ist, von der andern Seite, enger, als wir glauben, mit dem Gedächtniß verknüpft. Dafür zeugt schon die Fähigkeit des Hundes, welcher, auch nach vielen Jahren der Trennung, seinen verlornen Herrn wieder erkennt, sobald er vermittelst der Geruchswerkzeuge dessen Spur wieder gefunden. Dafür zeugt die fast räthselhafte Kenntniß, welche die weit um den Erdball streifenden Zugvögel von der Gegend ihrer heimathlichen Länder, und von dem kleinen verlornen Punkte auf der unermeßlichen Oberfläche dieses Weltkörpers haben, der ihr beständiges Nest ist. Selbst die Tauben, welche man viele Meilen von ihren Nestern entführt,

führt, regen kaum ihre Schwingen wieder frei in den Lüften, als sie in geradester Richtung dem Lande und Orte wieder zueilen, wo ihr Schlag ist. Erstaunenswürdig ist dieser Sinn bei den Vögeln. Ohne ihn würden sie, die durch Wälder und Felder am Tage umherflattern, ihr eigenes Nest unter tausend andern, und den Strauch, den Zweig des Baumes, unter tausend andern, nicht wieder am Abend finden, wo ihr Nachtlager ist, das sie selbst kunstvoll gebaut haben. Umsonst verschüttet man dem abwesenden Thiere des Waldes und Feldes seine in die Erde eingegrabene Höhle, und macht deren Zugang unkenntlich: es wird sich neue Bahnen zu derselben öffnen. Die kleine Biene, welche geschäftig umher von Blume zu Blume summt, ihren Honig zu sammeln, kehrt zu ihrem eigenthümlichen Stock zurück, wenn Regenschauer drohen, und die Sonne sinkt. Kein anderer Bienenkorb lockt sie unterwegs an, als derjenige, in welchem ihre eigene Familie wohnt und arbeitet. So sind, durch Gottes weise Einrichtungen, die unsichtbaren Ströme von Düften, die Straßen und Wegweiser von zahllosen seiner Geschöpfe, die ohne diese verderben würden. So ist für die Thiere der verfeinerte Geruchssinn, den der vollkommenere Mensch nur als eines seiner niedrigern Seelenwerkzeuge kennt, ein Stellvertreter vielfacher Kenntniße und künstlicher Mittel, die der Mensch, welcher sich Herr der Schöpfung nennt, nur mühsam und langsam erfindet. Wunderbar

ist

iſt die Natur, ſowohl da, wo wir ſie nicht ſehen, als wo wir ſie ſehen.

§. 12.

Selbſt wir Menſchen machen, wenn wir nur aufmerkſam genug auf das ſind, was in uns vorgeht, auch wir machen nicht ſelten Erfahrungen davon, wie genau der Geruchsſinn mit dem Erinnerungsvermögen zuſammenhängt. Ein Duft, der uns entgegenſteigt, eine Art des Geruchs, der uns nicht gewöhnlich vorkommt, weckt oft plötzlich Erinnerungen von Vorfällen, Bilder von Gegenden und Menſchen, an die wir auſſerdem vielleicht nie wieder gedacht haben würden. Mit dieſer Reizung der Geruchsnerven, erwacht wieder das Andenken von Ereigniſſen der früheſten Kinderjahre, und das Ganzvergeſſene ſteigt, wie aus einem Grabe, lebendig hervor. Wahrſcheinlich iſt es nicht bloß die wollüſtige, anmuthige Empfindung, welche uns mit ſtillem Entzücken füllt, wenn wir die ſüßen Düfte der Roſe oder des Veilchens, der Lilie und Nelke, oder anderer aromatiſch hauchender Gewächſe einathmen. Es iſt etwas anderes und höheres, das uns zu einem ſtillen, unausſprechlichen Wohlgefallen ſtimmt. Es iſt die ſanfte Anregung verworrener Erinnerungen, die wir uns dabei nicht klar machen können. Es iſt das Zurückleben in eine Vergangenheit, die uns beſeligt, die aber von der Macht der Gegenwart zu ſehr verſchattet iſt, als daß wir ſie hell genug erkennen ſollten.

ſollten. Daher hat der Rauſch, welchen der Duft wohlriechender Blumen, Kräuter, Oele und Gewürze in uns weckt, etwas geiſtiges. Wir wähnen uns veredelter, körperloſer, über Zeit und Vergangenheit dahinſchwebend; wir ſind geneigter zu ſtillen Betrachtungen, Träumen und Rückerinnerungen, als bei jedem andern Rauſche, welcher die Frucht von genoſſenen Speiſen und Getränken ſeyn kann, und wo der Menſch gemeiniglich thätiger, auf die Gegenwart wirkſamer, oder in die Zukunft hoffnungsvoller hinausblicken wird. Dieſe Wirkung des Geruchſinnes ſcheint bei den vernunftloſen Thieren weniger Statt zu finden. Für ſie gibt es keine Vergangenheit, keine Zukunft; und ſelbſt das Gedächtniß welches ſie haben, und wohl das menſchliche in manchen Stücken übertreffen mag, dient ihnen doch nur zum Genuß des vorhandenen Augenblicks und der Umſtände.

So leitet dieſer einfache Sinn das Thier, auf unſichtbaren Straßen, zu ſeinem Futter und Nachtlager; den Menſchen aber zu Erinnerungen und höhern Ahnungen, die ihm als Geiſt geziemen. Der Menſch ſoll mehr Geiſt als Thier ſeyn. Dahin deuten alle Einrichtungen des Schöpfers. Darum empfieng der Menſch weniger vollendete und ſcharfe Sinnen, als das Thier, damit er gezwungen ſey, durch Entwickelung ſeiner höhern Kräfte das zu erſetzen, was ihm irdiſch mangelt. Darum erſchien er nackt und ohne angeborne Waffen, wie der unbehülfliche Wurm; darum wird

ſein

ſein Geſchmacksſinn nicht vorzüglicher, als die des gemeinſten Thieres; darum wird er im Geruchsſinn von vielen übertroffen, und der Scharfblick des Adlers iſt heller als das Auge des Menſchen.

§. 13.

Schon der Sinn des Gefühls, des Geſchmacks, des Geruchs, hat großen Einfluß auf die Vervollkommnung des menſchlichen Geiſtes, aber keiner einen ſo wichtigen, als der Sinn des Auges. Durch ihn werden wir erſt mit der Welt vertraut, die wir bewohnen, und mit allen Weſen, die mit uns an Gottes Güte Theil nehmen. Durch ihn erſt wird unſer Gedächtniß reich, unſere Einbildungskraft lebendiger; wir empfangen von ihm erſt den Begriff des Schönen und Erhabenen, deren Eindrücke uns begeiſtern; wir erblicken die Gottheit in ihrer namenloſen Schöpfungspracht, und das regſame Spiel tauſendfacher Urſachen und Wirkungen im All der Natur und Schickſale.

Um den Werth des Auges zu fühlen, dürfen wir uns nur an die Stelle des Blindgebornen verſetzen; ſo wie wir gewöhnlich die Geſundheit für nichts achten, wenn ſie unſer iſt, und ſie über alles preiſen, wenn ſie mangelt. Eine einzige Finſterniß verhüllt dem Blindgebornen die Welt. — Finſterniß? Ach nein, auch nicht einmal von dieſer hat er eine Vorſtellung; mit dem Begriff der Finſterniß wäre wenigſtens doch ſchon jener einer dunkeln Farbe verbunden. Für ihn gibt es nicht einmal

Finſterniß,

Finsterniß, so wenig als es eine solche für das Gefühl der Hand gibt. Hätten wir statt des Auges nur Wange: so würde eben so wenig Dunkelheit als Licht empfindbar seyn. Für ihn ist nichts, als was er hören, betasten, schmecken, riechen kann.

Umsonst lächelt ihn die trauernde Mutter an, und beugt sich still weinend über ihn. Er weiß nichts von der Schönheit des menschlichen Angesichtes, nichts davon, wie sich die Seele in allen Mienen abspiegelt. Er versteht nicht die Hälfte von der Sprache, die er lernt und hört, so wenig wir die Sprache höherer Wesen begreifen würden, wenn sie, mit erhabenern Sinnen ausgerüstet, von ihren Wahrnehmungen zu uns reden könnten; für ihn gibts keine deutliche Vorstellungen von Farben und Gestalten, von Fernen und Nähen. Er kennt nur das Einzelne was sein Finger betastet. Ihm unterscheiden sich die Zeiten des Jahres, nur nach Wärme und Kälte. Tag und Nacht, nur nach dem Schlafen und Wachen der Menschen. Er strengt vergebens seine übrigen Sinne an, den fehlenden Blick zu ersetzen. Sein feineres Ohr unterscheidet nähere und fernere Töne, ohne die Ursachen zu erkennen; sein Gefühl die Farben, aber ihren Glanz ahnet er nicht; sondern er bemerkt nur das Trocknere und Feuchtere, das Rauhere und Glättere. Was mag es denn seyn, fragt er bei sich, was meine Brüder sehen können? Sie müssen höhere Naturen seyn als ich. Für sie ist die

Welt

Welt unendlich größer. Sie haben ein Vermögen, Dinge der Zukunft zu wissen, welche ich noch nicht höre.

§. 14.

Und welch ein entzückendes Schauern durchbebt den Blindgebornen, wenn ihm das Auge geöffnet wird! — Man hat ihm eine unbekannte Welt, ein anderes Leben gegeben. Er ist von neuem ein Fremdling unter dem Himmel. Er findet sich in seinen gewohntesten alltäglichsten Dingen, nicht mehr zurecht, er muß die Augen schließen, um sich selbst, um das wieder zu erkennen, was ihn umringt. Er schwebt in Lüften. Er unterscheidet nicht das Entfernte vom Benachbarten. Die Gestalten der Menschen, der Bäume, des Himmels, der Gebirge, lagern sich gegen ihn, wie ein ungeheures Bild. Er streckt die Hand, und will die Sonne betasten, und die Gipfel entlegener Berge umspannen. Er hört Stimmen und Töne, aber alles scheint ihm Sprache zu haben; die im Winde wankenden Zweige der Bäume, die dahin rauschenden Wellen des Stroms, die Thier- und Menschengestalten, alles hat ein wunderbares Leben; er weiß nicht, wem die Gabe der Sprache zukömmt. Vater und Mutter, Bruder und Schwester, sind ihm Fremdlinge, er muß die Augen verschließen, um sich von ihrem Daseyn zu überzeugen. Der Glanz des Tages verschwindet mit dem welterleuchtenden Gestirn — Hügel, Thäler, Gärten,

Wohnungen, Menschen verschwinden — er begreift die neuen Verwandlungen nicht, und fragt, wohin sind sie alle geflohen? Er sieht die Wunder der Finsterniß; das Himmelsgewölbe mit den goldenen Sternen, den zauberhaften Schimmer des Mondes. Es ist abermals eine andere Welt, die um ihn herschwimmt. Aber die matt strahlende Fackel des Lämpchens ist ihm so ausserordentlich, als das ganze Firmament mit den zahllosen Lichtquellen. Er sieht, aber begreift das Wunder nicht; er sieht, aber versteht das Geschehene nicht.

So wird uns einst vielleicht seyn, wann die Hand des Todes unsere irdische Sinne auslöscht, und die Güte des Allmächtigen uns mit neuen Werkzeugen höherer Art ausgestattet. Auch wir werden in einem neuen Leben, gleich Blindgebornen seyn, welche zum erstenmal mit der Empfindung des Lichts beseligt werden. Wir werden uns selbst und das göttliche Weltall nicht mehr erkennen. Ein namenloses Entzücken wird die neugebornen Geister durchzittern, wenn sie dann empfinden, wie dürftig ihre ersten Sinne auf Erden waren, mit denen sie das All der göttlichen Schöpfungen schon durchforschen zu können glaubten. Wie der Sehendgewordene erst nach Empfang des Augenlichts seine vorige Armuth erkennt, in der er sich schon so reich dünkte, werden auch wir, als Verklärte, erst den tiefen Stand und die Armuth der menschlichen Natur einsehen, in der wir jetzt schon uns doch so erhaben wähnen.

§. 15.

§. 15.

Auſſerordentlich kunſtvoll iſt die Einrichtung unſeres Auges, durch welches wir die Empfindung des Sehens haben. Eine nur am Vordertheile des Auges durchſichtige Hornhaut, umfängt ſchützend das ganze, zarte Gebäude des Augapfels, der, nach Willkühr der Seele, vermittelſt daran befeſtigter Muskelbänder, bewegt und gedreht werden kann. Mehrere feine Häutchen, die theils zuſammenhängend, theils mit klarem Naß ausgefüllt ſind, ruhen unter jener Hornhaut. Die innerſte Bekleidung aber, iſt die Netzhaut des Auges, die von ungemeiner Reizbarkeit iſt, weil ſich in ihr der aus dem Gehirne hervortretende Sehnerve, in unendlich kleinen Verzweigungen ausbreitet. Durch ihn allein gelangen wir zur Empfindung des Sehens, wenn das Licht, durch verſchiedene Häute und kriſtallne Feuchtigkeiten, des Sterns im Auge bis zum Hintergrund gelangt, wo ſich die Bilder verkehrt auf der Netzhaut abſpiegeln. Zwar iſt es der menſchlichen Kunſt gelungen, den wundervollen Bau des Auges in ſeine kleinſte Theile zu zerlegen, und erſtaunenswürdig wird die Weisheit des Schöpfers, welche ſich hier in den Einrichtungen des köſtlichen Werkzeugs offenbart; — durch jene Kunſt iſt es auch gelungen, Blinden, durch Hinwegnehmung einer alles verfinſternden Haut, das Sehen wieder zu geben; — aber wie, durch den Reiz des Lichts auf die Sehnerven, alle jene Empfindungen von Farben, Geſtalten, Nähen und

Fernen

Fernen in die Seele gelangen, bleibt darum nicht minder eines der zahllosen göttlichen Geheimniße. Die geringste Verschiedenheit im Abstand der Augenhäute von einander, bewirkt eine Veränderung in den Wahrnehmungen der Welt auſſer uns; macht kurzsichtig und verdunkelt das Entfernte, oder macht die Gestalt naher Gegenstände trübe und undeutlich, und nur entferntere, klar und deutlich. Der kleinste Fehler in den zarten Nervenverzweigungen oder innern Feuchtigkeiten, ändert den Eindruck, welchen die Farben verursachen, oder bewirkt, daß man zwar bestimmt sehen, aber nie die Farben gehörig von einander unterscheiden lernt. Was ist doch neben dieser Gotteskraft und Weisheit der Witz aller Sterblichen! — Millionen Sterbliche werden geboren und gehen aus der Welt, und sie wissen nicht, wie wundervoll Gott sie baute; kümmerten sich auch wenig darum. Gleich den Thieren des Feldes sehen sie, ohne nur einmal dankbar den Blick emporzuheben, zu dem Geber der köstlichen Gaben. Wie die Kräfte der Natur unmittelbar auf die Nerven des Gefühls- Geschmacks- und Geruchssinnes wirken, so verursachen sie auf die Sehnerven eine eigene Reizung, welche wir Licht nennen. Denn alle Körper sind entweder beleuchtet, oder selbstleuchtend; und nur das gegen unser Auge dringende Licht, macht sie wahrnehmbar. Wo es fehlt, herrscht Schatten und Finsterniß.

§. 16.

§. 16.

Die Strahlen des Lichtes ſind von unbeſchreiblicher Feinheit, und dringen mit unglaublicher Schnelligkeit in ſchnurgeraden Richtungen vor. Es durchfliegt in einer Sekunde einen Raum von mehr als 44,000 deutſchen Meilen, iſt folglich mehr als 975,000 mal geſchwinder als der Schall, der in einer Sekunde nur etwas mehr als 1000 Fuß durchläuft. Die Strahlen der Sonne gebrauchen nur ungefähr acht Minuten, um aus der ungeheuern Ferne von mehr als 20,000,000 Meilen, bis zu unſerm Auge zu gelangen! Daher glauben wir, beym Untergang dieſes großen Geſtirns, es wirklich noch zu ſehen, wenn es ſelbſt ſchon unter der Erde iſt, während das Strahlenbild durch den unermeßlichen Aether noch eine Zeitlang fortglänzt. Daher können am Himmel entfernte Geſtirne ſchweben, die wir nicht ſehen, weil ihr Licht aus den unendlichen Fernen noch nicht bis zu uns gedrungen; andere können, ſeit Jahrhunderten, erloſchen, oder in weitere unſichtbare Fernen gerückt ſeyn, die wir noch immer ſehen, weil ihr Strahlenglanz noch unterwegs iſt. Eine neue Macht des Unendlichen, die im Weltall ſchwebt und wirkt! Wir erſtaunten ſchon über die Mannichfaltigkeit der Dünſte und Stoffe, die im Luftkreis der Erde ſchweben, und den Bewohnern derſelben vermittelſt des Geruchsſinnes zur Leitung dienen, was ſollen wir ſagen von der Gewalt und unermeßlichen Schnelligkeit des Lichtes, welches das ganze Welt-

gebäude verherrlicht und durchſtrömt, und das Unendliche des Raums erhellet, uns die Straßen und Sonnen im uferloſen All zeigt, und Welten in Verbindung mit Welten ſetzt! — So iſt nichts leer in der unermeßlichen Schöpfung; alles, das Entfernteſte wie das Nächſte, mit verborgenen Kräften und Wundern angefüllt. — O mein Schöpfer, ich ſelbſt ein Wunder deiner Allmacht, wie ſoll ich auch nur den geringſten Theil der Größe erkennen, in der Du mir ſchon hienieden erkennbar wäreſt! — Und füllte unſer Leben Jahrtauſende aus, und wäre unſer ganzes Daſeyn unter dem Himmel nur eine einzige, ununterbrochene Betrachtung deiner Werke, wir würden in all unſerer Weisheit und Erkenntniß nur einen geringen Tropfen des Weltmeers haben.

Mit der Empfindung des Lichts, iſt zugleich die Empfindung der Farben vereint. Die Forſcher der Natur haben ſich ſeit Jahrhunderten bemüht, dieſes Wunder, welches uns oft entzückt, zu enträthſeln. Da wir in dem einzigen Sonnenſtrahl, wenn er unter gewiſſen Umſtänden von durchſichtigen Körpern gebrochen wird, alle Grundfarben wahrnehmen, wovon der prachtvolle Halbkreis des Regenbogens zeugt: ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß alle Farben, die wir an den Körpern zu ſehen glauben, nur Wirkungen der Lichtſtrahlen ſind. Je nachdem ſie durch ihre eigenthümliche Natur, empfänglich für einen oder den andern Farbeſtrahl ſind, zeigen ſie ſich unſerm

Blick

Blick in der eigenen Farbe. Daher macht das rothfarbige Licht der Kohlen, die Gestalten der Umstehenden röthlich, und die Flammen der Kerze und Lampen, worin mehr gelbliche Strahlen sind, färben das Blaue, grün; das Rothe, bleich; und das Weiße, gelblich.

Auch die meisten Thiere haben, so wie wir, den Sinn des Sehens. Von manchen Gewürmen, an denen kein eigentlicher Kopf wahrzunehmen ist, läßt sich auch nicht behaupten, daß sie die Empfindung des Lichts entbehren. Die kleinsten Milben, deren Welt ein Blatt; Thierchen, deren Meer ein Thautropfen ist, und deren Daseyn nur mit Hülfe der stärksten Vergrößerungsgläser erfahren wird, scheinen doch Augen zu haben; denn bei ihren äußerst geschwinden Bewegungen, weichen sie einander aus, als wenn sie sehen könnten. Wie unendlich klein, zart und wunderbar, muß das Gebäude ihrer Augen seyn! Man bemerkt, daß die kleinern Geschöpfe, im Verhältniße zu ihrer Gestalt, größere Augen haben, als die Großen. Während an der Fliege, das Auge wohl den zwanzigsten Theil des ganzen Körpers ausmacht, betragen die Augen des ungeheuren Wallfisches, kaum den millionsten Theil seines Umfanges. Viele Insekten haben vier, acht und mehr Augen; einige besitzen derer mehrere hundert. Sie sind ihnen nothwendig, da sie nicht dieselben nach allen Seiten werfen können, wie wir. Darum erblicken sie aber die Dinge um sich her

eben

eben so wenig hundertfach, wie wir, mit verdoppelten, sie zweifach sehen.

§. 17.

So ist auch, nach Verschiedenheit des Aufenthalts und Lebens, das Auge der Geschöpfe anders gebaut. Das der Landthiere ist erhaben, bei Insekten weit vorragend, um hinter sich zu blicken; bei den Fischen ist es flach. Bei einigen ist der Stern oder das Lichtloch des Auges beständig gleich, bei andern, wie auch beim Menschen, erweitert es sich unwillkührlich im Dunkeln, um mehr Lichtstrahlen einzulassen, so wie es sich im Hellen zusammenzieht, um das Uebermaß des Lichtes abzuwehren. Daher sind viele Thiere mit weitem Stern im Auge, der sich nicht verengern läßt, durch das allzublendende Tageslicht genöthigt, nur in der Nacht ihr Geschäft zu treiben. Sie beleben die Finsterniß — denn immer soll überall Leben seyn. So ist es der Wille der Gottheit. Sie gab jedem nach seinem Bedürfniß, nach seiner Bestimmung, und versah selbst Thiere mit ungleich stärkerm Blick als den Menschen, da bei jenen der Sinn zu ersetzen hat, was dieser durch seine erhabnere Seele zu bewirken weiß. Der Wurm, in der Tiefe des Erdbodens wühlend, erkennt sich dort; und der Vogel, hoch in den blauen Lüften schwebend, erblickt die Nahrung klar, welche tief unter ihm auf der Erde liegt. Der Raubvogel, welcher dem menschlichen Auge kaum als ein kleiner Punkt

am

am Himmel bemerkbar schwebt, erkennt mit Helligkeit die kleine graue Lerche, wie sie zwischen den grauen Erdschollen des Ackers sich bewegt, und mit Wetterschnelle stürzt er sich auf die ersehene Beute nieder. Doch den Thieren ist dieser köstliche Sinn nur Werkzeug der Lebenserhaltung, und nicht mehr. Der Mensch erweitert durch ihn das Gebiet seiner Erkenntniße und Empfindungen. Das Thier blickt mit gesenktem Antlitz nur zur Erde, aus der es entsprungen ist; aber aufrecht ist die Gestalt des Menschen. Er wirft den Blick zum Himmel, in das Endlose des göttlichen Alls hinein. Von der Gottheit stammt sein erhabener Geist, zu der er einst heimkehrt, inzwischen seine Staubhülle zur Erde fällt, an der sie haftet. Er bereichert durch den Sinn des Gesichtes den Schatz seiner Erfahrungen; er schärft durch ihn seine Urtheile; er bevölkert seine Einbildungskraft mit neuen Wesen. Todt ist der Blick des Thieres für das Schöne der Natur und Kunst. Der Mensch, obgleich nicht mit der Vollkommenheit des Auges, wie sie manches Thier besitzt, begabt, sieht mehr als jedes Thier. Er sieht in der Mannichfaltigkeit eine wunderbare Ordnung; er sieht in den Schöpfungen das Schöne. Gefühle, die dem Thiere fremd sind, entzücken ihn beim Anblick hoher Gebirge, die über des Himmels Wolken hinwegragen, oder der finstern Abgründe, die sich unter seinen Füßen aufspalten; beim Anblick weiter Landschaften, voller Anmuth, oder einzelner Blumen, voll unnennbarer

Pracht.

Pracht. Darum ist er Mensch! Er soll das Schöne und Erhabene erkennen und empfinden, was dem vernunftlosen Geschöpfe verborgen bleibt, — und mehr als dies, er soll den Schöpfer ehren, in allem was er erblickt. Man sagt, das Auge sey ein Spiegel der Seele, ein Verräther des Gedankens. In der That, ist kein einziger unserer Sinne, auf welchen die Seele geschäftigern Einfluß zu üben gewohnt ist, als das Auge. Daher bezeichnen sich alle Gefühle und Leidenschaften so schnell und unwillkührlich durch dasselbe. Auch der feinste Heuchler findet in einem wenig beachteten Blick seinen Verräther. Betrachtet den Zornigen — er strahlt gleichsam verzehrendes Feuer aus; — den Schuldbewußten, er kann den Blick nicht zu euch erheben; — den Tückischen, er möchte sich vor euch verbergen; — den Redlichen, der nichts zu scheuen, und keine Schuld zu verheimlichen hat, er zeigt euch den offenen, hellen, freundlichen Blick der Unschuld, durch welchen ihr in die Tiefen seiner Denkart niedersehet.

§. 18.

Auch in dieser merkwürdigen Einrichtung der Natur, liegt ein höherer Zweck des Schöpfers. Daß die Gemüthsart des Sterblichen sich so schnell in seinen Blicken spiegelt, scheint nicht bloß zur Absicht zu haben, daß wir uns vor unsers Gleichen hüten können, wenn er gefährlich ist, und uns an ihn anschließen, wenn er gutartig scheint: nein,

der

der Zweck davon ist, die Tugend liebenswürdig, und das Laster verabscheuungswürdig dadurch zu machen; schon durch den bloßen Sinn des Gesichts, ist eines der zahllosen Erziehungsmittel des Menschengeschlechts in der Hand Gottes. Seelenvollkommenheit ist immer das letzte und höchste Ziel. So innig kann kein Blindgeborner die Tugend lieben, und das Laster verabscheuen, als derjenige, welcher jene in ihrer Uebefangenheit und schönen Erhabenheit, oder die Sünde in den verzerrten Geberden auf jedem Menschenantlitz lebhaft sinnlich dargestellt erblickt. Es begegnet kein Sterblicher einem andern, ohne zugleich aus seinem Gesicht zu lesen, was ist dieser in seinem Innern werth? Hat er Edelmuth oder Heimtücke? Ist er redlich oder falsch? Freundlich oder abschreckend? Und wie uns Gott auf diese Weise täglich mit sichtbaren Bildern edler und unedler Seelen umringt, legt er den Reiz in uns, selbst edler und besser zu seyn, um Gott und Menschen angenehmer zu erscheinen. Auch der Verdorbenste versucht es; so groß ist die Gewalt des Sittlich-Schönen auf des Menschen Gemüth. Aber der Böswicht, der Thierischgesinnte, das Herz mit der Miene verwechselnd, übt nicht jenes, sondern nur diese, und bringt es höchstens bis zum Kunststück der Heucheley. Das Thierische schimmert ihm überall durch die Larve der Tugend hervor; und sein Antlitz wird eine widrige Verzerrung. O wie viel hat die heilige Allmacht gethan, um uns auf dem Pfade aller

unsrer

unſrer Sinne, an das Einzige zu erinnern, was uns noth thut — an Seelenerhebung, an Geiſtesvollkommenheit! Wie viele tauſend Wegweiſer zum höchſten Glück, die zu Ihm hinaufdeuten, hat Er nah und fern um uns hergeſtellt, daß wenn wir das Eine nicht achten, der Anblick des Andern uns zurecht leite! Wie ſchwer iſt es, Ihm abtrünnig zu werden, und das Göttliche zu vergeſſen, das unſer Ziel iſt! Und doch iſt der Menſch Ihm abtrünnig, und verkehrt ſeine Natur und vergeht unter falſchen Bemühungen. O Allvater über den Sternen! öffne die Augen unſeres Geiſtes, daß wir Dich und unſer ewiges Ziel beſtändig erblicken. Dich, im Thautropfen und in den Welten des Himmels. Dich, im Glanze der Blume und im verheerenden Sturm; Dich, im Kreiſe der Jahreszeiten und Wechſel der Tage; Dich, im Aufblühen und Welken der Staaten und Menſchen. Deine Weisheit, Deine Barmherzigkeit, Deine Allmacht ſtrömt ſich uns offenbarend, unſerer Seele durch alle Sinne zu. Könnten wir Dich vergeſſen? Vergeſſen, wozu Du uns berufen und erwählt haſt? Dieſe Sinne mögen einſt erſterben, unſer Geiſt wird dich finden; unſerm brechenden Auge mag die Welt verſchwinden, Dich wird es ewig ſchauen!

§. 19.

Schon vor undenklichen Zeiten, war den Sterblichen die bezaubernde Gewalt der Tonkunſt bekannt.

kannt. Selbſt die heilige Schrift ſchildert ihre Gewalt alſo: „Wenn nun der Geiſt Gottes über Saul kam, ſo nahm David die Harfe und ſpielete mit ſeiner Hand: ſo erquickte ſich Saul und ward beſſer mit ihm, und der böſe Geiſt wich von ihm.“ Und wer hat nicht ſchon ihre Gewalt empfunden? Wen hat ſie nicht ſchon mitten in dumpfer Gleichgültigkeit neu-gehoben und begeiſtert, oder aus dem Arm der Freude zu den Thränen ſtiller Wehmuth gerufen, oder aus der Sorgennacht zu einer heitern Anſicht des Lebens? Aber durch welch ein Zauber mögen Töne über das Gemüth eine ſolche Herrſchaft üben? Der Saitenklang von Davids Harfe, zerſtreute Sauls Schwermuth. Das Geräuſch kriegeriſcher Muſik erweckt den Muth zum Kampf. Die majeſtätiſchen Stimmen der Orgel erheben das Gemüth zu höherer Andacht. Schon ſind Kranke geneſen, durch die ſtärkende Macht des Geſangs, und Wahnſinnigen kehrte, auf dem weichen Strome der Töne, die verlorne Beſinnung wieder zurück. Bei vielen der geſitteſten Völker des Alterthums, gehörte die Anwendung der Muſik zu den öffentlichen Anordnungen, die Sitten edler, den Geiſt erhabener, und den Sinn der entzweiten Menge einiger zu machen. Damals war die Tonkunſt noch einfacher, der Geſang naturmäßiger — beides mangelt unſern Tagen faſt ganz, da man den Zweck der Kunſt über Künſteleyen aus den Augen verlor, und die Bewunderung einer mühſamen Gelehrtheit Vielen köſtlicher dünkte, als

die Uebereinſtimmung der Töne, welche ihnen der Schöpfer anwies, das ſchlummernde Gefühl zu wecken, und die Seele zum Aufſchwung in höhere Regionen gleichſam zu beflügeln.

Alle Völker, ſobald ſie ſich nur aus dem tiefſten Staube der Thierheit zum Menſchlichen erhoben, kannten die überirdiſche Macht ſinnvoll geordneter Töne. Der Wilde, in Wüſten und Wäldern, kaum fähig die erſten Bedürfniſſe des Lebens dem Erdboden abzugewinnen, fühlt ſchon die Wolluſt des Geſanges, und er erfindet früher das Werkzeug zur Hervorbringung Ohr und Herz berauſchender Wohlklänge, als den Pflug für den Acker. Bei allen Völkern, welche Religionen ſie auch haben mögen, iſt die Tonkunſt eine Begleiterinn des Gottesdienſtes. Der Sterbliche, der zugleich im Staub und im Himmel, im Endlichen und Unendlichen athmet, hat den Geiſt, um das Irdiſche zu beherrſchen, und das Irdiſche, um den Geiſt zu vervollkommnen. Beide regen ſich in lebendiger Wechſelwirkung. Wenn ſich das Laſter mit allem Schmuck der Sinnlichkeit ziert, um Herzen zu vergiften; warum wollet ihr der Tugend alle Waffen rauben, mit denen ſie das Sinnliche bekämpfen kann? Du geheſt in die Einſamkeit, und beteſt da oft mit glühender Andacht — aber was iſt's, das in der Einſamkeit, oder im Schooße der Natur, dieſer Andacht oft die ſtärkſten Schwingungen lieh? Was war es, wann du ſtandeſt und die Pracht eines Sonnenaufgangs bewunderteſt,

was dich zur Ehrfurcht und Anbetung des Höchsten hinriß? Wann unter dir die Ströme rauschten, Nebelsäulen emporstiegen aus den Thälern, wie von Opferaltären; die Lerchen über dir im rothstrahlenden Goldgewölk sangen, und die Wälder erbrausten; war es nicht die Gewalt der Farben, der Zauber der Töne, der deine Sinne berauschte, dein Blut schneller bewegte, Thränen in dein Auge, Gebete auf deine zitternden Lippen legte? Du sahest, du hörtest Gott in den Wundern seiner Huld, und deine Sinne verkündigten dir die Stärke des Allerhöchsten.

Wenn denn der Einfluß edler Umgebungen auf Sinne und Gemüth unzweifelhaft ist: so wird eine zweckmäßige und wohlgeordnete Veredlung des kirchlichen Gesangs, Pflicht weiser Obrigkeiten, denen Adel und Frömmigkeit ihres Volkes am Herzen liegt. Von allen Tönen, die uns durch ihren Wohllaut entzücken, sind menschliche Stimmen die vollkommensten. Durch die Stimme verkündigt sich der innere Zustand des Gemüths, oft die volle Denkart der Menschen. Anders tönt der Zorn, anders die Liebe, anders die Wehmuth, anders die Freude. Ohne die Sprache des Fremdlings zu verstehen, ohne ihn mit unsern Augen zu erblicken, erkennen wir seine Bewegungen aus dem Klang, aus der Langsamkeit oder Eile seiner Stimme. Wie beim Menschen, so beim Thier. Der Vogel singt seine Seligkeit. Der Hund gibt durch seine verschiedenen Töne die mancherley

cherley Zustände der Empfindungen zu erkennen. Des Löwen erschreckliches Gebrüll, macht die trotzigsten Thiere der Wildniß beben, und entspannt ihren Muth.

Was dem Auge die Farben, das sind dem Ohr die Töne; was jenem die Gestalten, sind diesem die Worte der Sprache. Aber, wie der Sinn des Auges edler ist, als der Geruchssinn, weil er der Seele einen größern Reichthum von Vorstellungen zuführt: so ist der Sinn des Gehörs edler, als der des Sehens. Ohne Gehör, wäre keine Sprache; ohne Sprache, keine Deutlichkeit der Vorstellungen, keine Mittheilung der Gefühle und Gedanken. Der Taubstumme ist jedesmal eines der unbeglücktesten Wesen; für ihn fehlt die schönste Seite der Schöpfung. Kein fremdes Herz kann sich in das Seinige ergießen; keine Vorwelt hat für ihn gelebt, ihre Erfahrungen sind für ihn verloren; ihre Tugenden dauern ohne seine Bewunderung; er lernt die Gebräuche des Lebens, aber nicht die daran geknüpften höhern Begriffe; seine Einsichten sind verworren, denn nur was wir in Worten denken, wird bestimmt und klar gedacht — alles andere ist ein undeutliches Hinbrüten. Für ihn bleibt die Gottheit dichter verschleiert; er ahnet sie, aber in dunkeler Ferne. Sein Leben ist ein Gewohntseyn; die Natur und Menschheit für ihn ein räthselvolles Schauspiel, das an seinen Augen vorüberzieht, ohne Plan und Zweck. Heil den Menschenfreunden,

den, den Edlen, welche die göttliche Kunſt erfanden und übten, erbarmensvoll den Taubſtummen aus ſeiner Verſtoßung aufzurichten, und ihm, durch den Sinn des Auges, die Vorſtellungen von dem Unſichtbaren zu geben, welche wir nur durch das wunderbare Mittel der Sprache empfangen! Sie ſind Seelenretter, denen der ſchönſte Ehrenkranz der beſſern Menſchheit gebührt; ſie ſind Vormünder der Allverwaiſeten, welche ſie zur Gottheit und Ewigkeit mit ſich leiten.

Umſonſt erforſchen wir den Bau des kunſtvollen Werkzeuges, durch welches wir Töne vernehmen, die unſere Seele rühren, belehren, erheben. Eine durch die Luft fortgeſetzte Bewegung der Töne dringt zu unſerm Ohr, eingerichtet durch ſeine äuſſere Geſtalt, Klänge aufzufangen, und ungeſchwächt durch einen Irrgang zuſammenhangender Hölen, zu dem darin ausgebreiteten Nervenmark zu führen. Die hier mitgetheilte Erſchütterung, pflanzt ſich zu unſerm Vorſtellungsvermögen fort — wir nennen es H ö r e n. Die Luft, in welcher ſich die Töne bilden, gleicht einem immer bewegten, unſichtbaren Meere, in welchem wir leben. Wie der ins Waſſer geworfene Stein, die ſtille Oberfläche deſſelben bewegt, auf derſelben kleine Wellenringe bildet, die ihre Erſchütterung nach der Ferne ausdehnen, immer weiter, immer gröſſer, immer ſchwächer werden: ſo der in die Luft hinausgeworfene Klang. Hätten wir ein ſo verfeinertes Auge, daß wir, wie die Bewegungen des Waſſers,

 auch

auch durch die Töne entſtandene Luft-Erſchütterungen und Luftwellen ſehen könnten: wir würden neue Wunder erblicken, von welchen wir jetzt kaum eine Ahndung haben. Ohne Zweifel bilden alle Töne gewiſſe regelmäßige Geſtalten, in dem uns umſchwimmenden Elemente. Wir wiſſen dies aus denjenigen bewundernswürdigen Geſtalten, welche der auf einer vom Geigenbogen geſtrichenen Glasſcheibe ausgeſtreute feine Sand im Augenblick bildet, da der Klang das Glas erſchüttert. Der gleiche Ton malt hier dem Auge auch immer die gleichen Linien, Punkte und Sterne von Staub. Was die Glasſcheibe hervorbringt in Flächenbildern, das erzeugen auch gewiß die Schwingungen der Luft mit gleicher Ordnung, aber in gewaltigern Ausdehnungen in Höhe, Tiefe und Weite.

Wie wir mit zwei Augen doch jeden Gegenſtand nur einfach ſehen, ſo hören wir auch, mit zwei Ohren nur einfach. Welche unermeßliche Uebereinſtimmung und Genauigkeit muß alſo in der Bildung der Gehörgänge und Nerven Statt finden! Der zarteſte, von keinem menſchlichen Auge erkennbare, Unterſchied, würde Verwirrung erzeugen müſſen. So finden wir, in der That, bisweilen, daß Perſonen, welche ſehr beſtimmt und leiſe hören, das Nahe wie das Ferne, doch die Klänge nie in ihrer ganzen Reinheit vernehmen. Dies erhellet beſonders, wenn ſie ſich vorſetzen, ſolche im Geſange nachzuahmen. Das falſche Gehör ſcheint aus einer geringen Abweichung in

den

den innern Bildungen beider Gehörwerkzeuge zu entstehen, und es würde verschwinden, wenn sie den Ton nur mit einem einzigen Ohre hören mögten.

Geruch, Gesicht und Gehör werden mit Recht die edlern unserer Sinne genannt, denn sie sind es, welche unsern Geist am meisten mit Erfahrungen aller Art bereichern. Wie der Geruch am meisten mit dem Erinnerungsvermögen zusammenhängt; das Sehen hingegen dem Gedächtniß wie der Einbildungskraft den meisten Stoff von der Aussenwelt zuleitet: so ists der Gehörsinn, welcher am unmittelbarsten nicht nur auf Gedächtniß und Einbildungskraft, sondern auch auf die Empfindungen und deren Belebung wirkt. Wer aber wagt es, die geheimnißvolle Verwandtschaft äusserer Klänge und innerer Gefühle zu erklären? Wir vermögen es nicht, so lange uns die in der Natur wohnenden Kräfte in ihrer Verbindung dunkel sind.

§. 20.

Der einzelne Schrey des Thieres wird von Thieren der gleichen Gattung verstanden, und der ängstliche Ton der Henne, bei Wahrnehmung des in den Lüften drohenden Raubvogels, wird von den Küchlein verstanden, die kaum das Licht gesehen, und sich unter die Flügel der rufenden Mutter verbergen. Jeder Ton, den das Thier ausstößt, ist Stimme der Natur und keine Sprache. Denn Sprache ist aus willkührlichen Tönen zusammengesetzt,

ſetzt, die erſt durch Aufnahme ins Gedächtniß langſam erlernt werden müſſen. Aber es iſt Verwandtſchaft zwiſchen den Stimmen der Thiere und ihren Gefühlen. Die Jüngſten verſtehen die Aelteſten. Ein Ton iſt genug, um die mit demſelben verwandte Empfindung, ſympathetiſch in einem andern Thiere gleicher Gattung, lebendig zu machen. Daſſelbe findet auch unter den Menſchen Statt, aber doch nicht in ſolcher Vollkommenheit; denn auch der Säugling erwiedert ſchon das Lächeln der Mutter und ihren ſchmeichelnden Ton mit ſüßem Lächeln, ſo wie das Weinen Mitleid und Wehmuth erregt. Allein was bei den Thieren Naturklang und Einheit mit der Natur iſt, das iſt bei dem Menſchen ſchon Sache der Seelenkräfte, des Gedächtniſſes, des Urtheils, des Einbildungsvermögens — es iſt erlernte Sache. Nur weil wir ſchon ſelbſt geweint haben, verſtehen wir das Aechzen des Trauernden; weil wir ſelbſt gelacht haben, verſtehen wir vom Fremdling den Ton des Gelächters; weil wir die Folgen drohender Stimmen kennen lernten, erſchrecken wir vor dem donnernden Rufe des Zorns.

Am reinſten erblickt der Menſch die Naturverwandtſchaft ſeiner Gefühle mit äuſſern Tönen noch in der Muſik wieder. Und eben dadurch wirkt dieſelbe mit ſo unwiderſtehlicher Macht auf die Gemüther der unwiſſendſten Wilden, die noch kaum eine Sprache erfanden, wie auf das Herz des gebildetſten Menſchen. Wenn gleich andere Geſchöpfe

schöpfe den Menschen in demjenigen übertreffen, was man Verständniß der Naturstimmen heißen könnte, ist dies doch so wenig sein Nachtheil, als daß er in Rücksicht der Vollkommenheit anderer Sinne oft den Thieren nachstehen muß. Sondern wir erkennen darin die Weisheit des göttlichen Schöpfers, die den Sterblichen zwang seine Zuflucht zur Entwickelung des ihm verliehenen unsterblichen Geistes zu nehmen. Das Thier ist mit der Natur alles Irdischen eins; der Mensch ist mit der Natur des Irdischen, durch seinen Geist entzweyt. Er selbst ist eine höhere Kraft, eine selbstständige, willkührliche, über geringere Kräfte herrschende. Wo aber Herrschaft ist, da endet die Gleichheit und vollkommene Einheit. Darum ist das Thier ganz eins mit der Natur, weil es, aus geringern Kräften geformt, sich nicht zur Herrschaft erheben kann. Des Menschen Geist hingegen strebt gewaltiger empor, er erkennt sich selbst als edler, und unterwirft sich nur den ewigen Ordnungen des Naturganges, weil auch sein Werkzeug, der Leib, die Frucht niederer Kräfte ist, die in das allgemeine Reich der Sinnenwelt gehören. Der Geist sucht sich eine andere Welt. Er denkt Gott, Ewigkeit, Freiheit. Dahin kann die Seele keines Thieres sich schwingen.

Darum ist die Sprache der Vorzug des Menschen; er theilt mit keinem andern ihm bekannten Geschöpfe das Vermögen, sich durch willkührlich geschaffene Klänge, die feinsten seiner Empfindungen,

gen, die erhabenſten ſeiner Vorſtellungen mitzutheilen. Er verrichtet Wunder, die er ſelbſt nicht in ihrer Möglichkeit vollkommen begreifen kann. So wie Gott auf wunderbare Weiſe den menſchlichen Geiſt in den Staub des Erdenſterns einkleidete, ſo hüllt der Menſch den Gedanken, dieſe geiſtige Frucht des in ihm vorhandenen Göttlichen, in irdiſche Luft, und ſendet ihn in dieſer Hülle, Wort genannt, dem horchenden Sinne des Mitbruders zu. Die Luft vereint im Ohre deſſelben, der Leichnam des Gedankens ſtirbt, aber das Geiſtige dringt über in den Geiſt des Mitbruders, und vermählt ſich demſelben. Dies heißt Sprache.

§. 21.

Die Sprache entwickelt ſich unter den Völkern der Erde mit ihrer Vernunft. Der roheſte Wilde bezeichnet die nothwendigſten ſeiner Bedürfniße, und die alltäglichſten Dinge des Lebens um ſich her mit einfachen Lauten, in denen er theils den Ton der Dinge ſelbſt, theils denjenigen nachahmt, welchen er von ihnen angenehm oder unangenehm berührt, ſelbſt auszuſtoßen pflegt. So entſtand die Sprache. So finden wir ſie noch jetzt unter wilden, nackten Bewohnern entfernter Himmelsſtriche in ihrer urſprünglichen Dürftigkeit. Mit der Erweiterung der Erfahrungen, Kenntniße, Bedürfniße und Verhältniße, wächſt der Reichthum der Worte und Benennungen an. Eine Nation erbt und lernt von der Andern, ein Zeitalter vom Andern.

dern. Daher finden wir, auch in den Sprachen der heutigen Völker, noch viele gleichlautende Bezeichnungen gleicher Gegenstände, die im früheſten Alterthum dieſelben waren, und wir erkennen in der Sprache unſers Vaterlandes, unſere Abſtammung von uralten Völkern des Morgenlandes, deren Nachkommen daſelbſt mit uns in vielen Dingen einerley Worte gebrauchen. Es iſt genug, daß eine Nation entweder abgeſondert von andern leben, oder in genauen Verbindungen mit andern, oder daß ſie ihren urſprünglichen Wohnſitz ändern muß: mit dem Laufe der Jahrhunderte verwandelt ſie die Sprache. Andere Bildung des Volks, erzeugt andere Worte; ein anderer Himmelsſtrich, der auf die Sprachwerkzeuge einwirkt, erzeugt andere Tonbildungen. Es war der Wille der Gottheit, daß auch in den Mittheilungsarten der menſchlichen Geiſter durch Sprache die größte Mannichfaltigkeit herrſche, wie überall und in allen Dingen der Schöpfung.

Die Verſchiedenheit der Sprachen iſt eine weiſe Anordnung der göttlichen Vorſehung. So bequem es auch ſcheinen mögte, wenn alle Bewohner des Erdkreiſes durch einerley Zunge ſich ſogleich gegenſeitig verſtändigen könnten: mit ſo vielen Nachtheilen würde es für die Freiheit der Völker und ihrer Geiſtesthätigkeit verbunden ſeyn. Eigene Sprache gibt eigene Denkart dem Volke. Verſchiedenheit der Sprachen begründet die Verſchiedenheit der Nationen. Wo aber dieſe iſt, da findet

det edler Wetteifer Statt. Das Beiſpiel der Einſicht, Aufklärung und des Wohlſtandes der Einen, reizt die Andern zur Nachahmung. Die Verſchiedenheit der Sprachen veranlaßt Verſchiedenheit der Anſichten und Kenntniße. Wie die Mannichfaltigkeit derſelben unter einzelnen Menſchen zum Widerſpruch, der Widerſpruch zur Kraftentwickelung, die Entwickelung der in uns wohnenden Kraft zu dem führt, was gut und wahr und recht iſt: ſo geſchieht es auch von Nationen zu Nationen. Darum ſoll im Weltall kein todtes Einerley, ſondern ein immerwährendes Ringen von Kraft gegen Kraft ſeyn, daß aus der Gährung des Ganzen ein immer Vollendeteres hervorgehe.

Ueberall in der Körper- wie in der Geiſterwelt, iſt das gleiche, große, alles leitende Geſetz! Ueberall, o Ewiger, Allweiſer, dein erhabener Wink, daß Alles, was da iſt, nur zur Veredlung unſerer unſterblichen Seele wirke. Dieſe iſt es, zu deren Erzieherinn Du alle Naturkräfte, alle Schickſale erſchufeſt. Damit ſie ſich entfalten möge zu ihrer Herrlichkeit, gabeſt Du uns die Wundermacht der Sinne, den Reiz der Gefühle, die Zartheit des Geſchmacks; fülleteſt Du die Luft mit Düften, enthülleteſt Du der Weſen Formen und Farben, bewegteſt Du uns durch Töne und Sprache.

§. 22.

Obſchon wir in der ganzen Schöpfung des Weltalls eine unverkennbare Stufenleiter der Weſen wahrnehmen,

wahrnehmen, so ist doch in der Meinung, die Manche sich von dieser Stufenleiter machen, ein schrecklicher Irrthum. Denn es fehlt, leider, nicht an Menschen, welche nicht nur in ihrer Selbstsucht thierisch sind, sondern sogar ein Vergnügen darin finden, ihre höhere Würde absichtlich zu verläugnen, und den Menschen für eine höhere Thierart anzusehen, die ohne Aehnlichkeit mit Gott ist, und im Tode ebenfalls vernichtet bleibt. Es fehlt nicht an Solchen, welche allen Witz aufbieten, die Majestät des Menschen zu verspotten, und darzuthun, daß vom Weisesten der Sterblichen bis zum Affen, vom Affen bis zum Wurm, vom Wurm bis zur Thierpflanze, von der Pflanze zum Krystall und Stein, Alles eine Reihe unmerklicher Abstufungen von Geschöpfen sey. Sie wollen die unermeßliche Kluft nicht sehen, welche zwischen dem rohesten unwissendsten Wilden und dem klügsten aller Thiere liegt, damit sie der Hoheit ihrer thierischen Gelüste desto frecher und lauter das Wort reden können. Doch ist es kein vergebliches Wort, welches die heilige Schrift spricht: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Laut bezeuget dieses alles was uns umringt. Es ist gut, daß der Mensch sich von seiner eigenen Majestät, von seiner ungeheuern Verschiedenheit von den Thieren, lebhaft überzeuge, damit er desto geneigter werde, der Gottheit ähnlich zu handeln, der zum Ebenbilde er geschaffen worden. Kein Thier sorgt und sammelt, aus eignem Triebe, für

die Menschen Nahrung ein, in der Absicht, dieselben damit zu erhalten. Aber der Mensch sammelt auch für das Thier, dem er die Freiheit raubte, um es zu seinem Nutzen zu gebrauchen. Kein Thier übt Herrschaft über das menschliche Geschlecht; wohl aber dieses über das gesammte Thierreich. Man kann es nicht läugnen, daß auch der einfältigste Mensch im Stande ist, das klügste der Thiere zu meistern und zu leiten; er macht es sich dienstbar zu mancherley Zwecken, und das zwar weniger durch überlegene Stärke und Geschicklichkeit, als durch die Gewalt seines Geistes, indem er beobachtet, überlegt und Zwecke hat, für welche er Mittel erfindet. Wir finden niemals unter den Thieren, daß sie, so stark oder klug sie auch seyn mögen, andere, im eigentlichen Sinne, beherrschen, und zu ihrem Gebrauch dienstbar machen, sich von ihnen Nahrung suchen, Wohnungen bauen, Wunden heilen, oder sich bewachen lassen. Zwar das Stärkste frißt oder schreckt das Schwächere; aber unter ihnen ist keine Rangordnung. Alle sind von gleicher Natur, von gleichen Bedürfnissen; jedes ist und bleibt, was es seiner Art nach war.

Der Mensch theilt sich Wünsche, Absichten, Vorstellungen und Gedanken, von denen gar kein Gegenstand in der irdischen Welt vorhanden ist, vermöge der Sprache mit. Aber das Thier hat nur eine Stimme, um seine angenehmen oder schmerzlichen Empfindungen auszudrücken. Der

Mensch

Mensch besitzt Vernunft, dadurch ist er des Wunders der Sprache mächtig. Er kommt nicht darum zur Vernunft, weil er sprechen kann, sondern durch die Vernunft gelangt er zur Sprache. Wir wissen, daß die Zungen vieler Thiere sehr geschickt zum Sprechen eingerichtet sind; sie lallen nach, was wir sie lehren, aber sie verstehen nicht, was sie reden. Es fehlt ihnen also nicht das Vermögen zu sprechen: sondern der Gedanke zum Sprechen. Sie haben keine Denkkraft, fähig ausserſinnliche Vorstellungen hervorzubringen.

Es läßt sich nicht läugnen, der menschliche Körper besteht, wie der thierische, aus irdischen Stoffen. Er empfindet daher wie das Thier; er begehrt wie das Thier; aber das Thier kann sich nicht rühmen, den Gott ähnlichen, zum Ergründen, Forschen, Erfinden und Herrschen geeigneten Geist zu besitzen. Es ist nichts ähnliches darin beim Thiere mit dem Menschen. Hier ist auch keine allmählige Emporstufung der Thierheit zur Menschheit, keine Abstufung unter den Menschen bis zum Thiere. Der Armseligste unter den Wilden, der Dümmste unter den Menschen, hat noch Begriffe, Vorstellungen, Gedanken, welche auch die klügsten aller Thiere nicht hervorbringen können. Die menschliche Dummheit, welche an das Thierische zu gränzen scheint, ist nichts als eine Wirkung der fehlerhaften Beschaffenheit seiner innerlichen Seelenwerkzeuge, seines Knochen- und Nervenbaues. Diese fehlerhafte Beschaffenheit ist also etwas Zufälliges.

fälliges. Geistarme Menschen sind keine besondere Menschenart, sondern nur in ihrem innern Bau beschädigte Personen. Sie können oft Eltern sehr kluger und geistreicher Kinder seyn. Folglich ist und bleibt zwischen dem geistarmen Sterblichen und dem klügsten Thiere, eine unendlich leere Kluft, die durch nichts, durch keine Zwischengattung von Geschöpfen ausgefüllt ist. Auch sind Personen, die wir arm an Geiste nennen, nicht am Geiste, sondern nur an denjenigen innern Mitteln und Werkzeugen arm und mangelhaft, durch welche sie ihren Geist wirksam erscheinen lassen können; so wie ein kluges verständiges Thier, dem wir einen gewissen Grad Vernunft beilegen, wirklich keine Vernunft, sondern nur einen wunderbaren, bloß auf seine Erhaltung abzweckenden dunkeln Trieb besitzt, den man Instinkt zu nennen pflegt. Auch der Mensch, insofern er einen Leib hat, ist mit solchen Instinkten begabt. Wer lehrt, zum Beispiel, den Magen die wunderbare Arbeit des Verdauens? Wer lehrt das kaum geborne Kind die Mutterbrust suchen? Wird man deswegen schon sagen, der Säugling habe schon Ueberlegung und reife Urtheilskraft? Warum schließt das Kind, dem noch Niemand ins Auge gestoßen, schnell die Augen, wenn man plötzlich dahin mit der Hand zu fahren scheint? ist dieses schon Klugheit? schon wirkliche Aeusserung des Verstandes? Nein, es ist ein dunkler unwillkührlicher Naturtrieb — Instinkt.

§. 23.

§. 23.

Desgleichen ist es auch mit dem beschaffen, was wir bei Thieren für Verstand und Klugheit zu halten, oder, doch immer mit Unrecht, sehr uneigentlich also zu benennen pflegen, weil die Aeusserungen dieser Naturtriebe oft so wunderbar, und wenn sie mit starkem Gedächtniß verknüpft sind, so täuschend erscheinen, daß wir sie für Wirkungen eines Verstandes und einer Vernunft zu halten geneigt werden. Ein Thier kann gelehrig seyn, vermöge seines Gedächtnißes. Aber es kann Seinesgleichen nicht wieder in dem, was es lernte, unterrichten. Dazu mangeln Verstand und Vernunft auch dem scheinbar verständigsten Thiere. Kein Thier lernt vom andern. Es thut, was es thut, durch Anspornung seiner Natur. Man entdeckt darin oft so ausserordentliche Weisheit, Vorsicht und Sorgfalt, daß der einsichtsvollste Mensch es unbegreiflich findet, wenn er nicht annehmen soll, das Thier habe auch Ueberlegung und Vernunft. Und doch ist das Thier ohne den Gedanken. Aber was wir betroffen anstaunen, ist der Gedanke des allweisen Schöpfers. Eine junge Spinne, wenn sie, sobald sie dem Ey entschlüpft, fern von allen andern Spinnen ist, folglich von ihren Aeltern nicht unterwiesen werden kann, was sie nun zur Erhaltung ihres Lebens thun müsse, versteht es sogleich eben so gut als ihre Mutter, die Fäden zu weben, mit erstaunlicher Regelmäßigkeit dieselben zu ordnen, und die

Fliege darin zu fangen. Jede weiß das zarte Netz auf die für sie vortheilhafteste Weise zu bilden, die Eine, senkrecht zwischen Zweigen, wo die Hauptfäden wie Strahlen vom Mittelpunkt unter gleichen Winkeln ausgehen, und die Querfäden, in genau berechneten Verhältnissen zu einander, herumlaufen; die Andere, beutelförmig in den Ecken der Fenster und Mauern, wo sie wissen, daß Beute für sie kommen müsse; die Dritte hängt ihr trichterförmiges Gewebe an Pflanzen beim Wasser. Jede trifft die zweckmäßigsten Anstalten, ohne sie vorher gekannt oder gelernt zu haben.

Aber unter allen Insekten ist keines so reich an wunderbaren Eigenschaften, als die Biene. Sie ist eines von den Meisterwerken des allmächtigen Gottes in ihrer Art. Kaum findet man unter dem gesammten Thierreiche etwas, das der kunstreichen Stadt von wohlgeordneten Zellen der Bienen, an die Seite gestellt werden könnte; da wohnen, leben und weben sie alle in der selbstgebauten Stadt; alle nach gleichen und unveränderlichen Gesetzen; alle für einander schaffend; alle unter einem Haupt, nämlich, einer Königinn, der Mutter aller. Die Regelmäßigkeit, mit welcher sie ihre Wohnungen einrichten, ist für die größten Künstler unter den Menschen ein Gegenstand des Erstaunens. Mit gleicher Gewandtheit bauen die Familien der Wespen ihr Nest, bald, indem sie es sicher vor Sturm und Regen, an verfaultem Holz oder in Mauerlöchern befestigen; oder, wie aus zartem, grauem

Papier

Papier, blätterig gebildet, einen halben Fuß tief in die Erde errichten, mit vielen tausend kleinen Zellen versehen. Mit welchem Fleiß und wie sinnreich arbeiten die thätigen Ameisen, deren Staat, aus vielen tausend Mitgliedern bestehend, ein wohlgeordnetes Ganze ist. Jedes einzelne Thierchen hat darin seine Bestimmungen und Geschäfte; jedes kennt seine Verrichtungen, seine Straßen und was fehlt. Die Haushaltung und Lebensart und die Fähigkeiten vieler vierfüßigen Thiere aber, sind dem Menschen viel bekannter. Wer hat nicht von der scheinbaren Verständigkeit des Elephanten gehört, oder von der List des Fuchses, mit welcher er seinem Raube auflauert, oder seinen Feinden zu entrinnen sucht? Schlau und vorsichtig, nichts übereilend, richtet er sich allezeit nach den Umständen. Er legt seine Höhle am Rande der Wälder oder in der Nähe der Dörfer an, wo für ihn Beute ist, und verbirgt den Eingang seines Aufenthaltes klüglich. Unermüdlich lauernd, erhascht er endlich seinen Raub, bedeckt ihn mit Moos, versteckt ihn sorgfältig, damit ihn Keiner finde, und geht nach neuem aus. Kein Vogelnest ist vor ihm ganz gesichert; selbst den Wespen und Bienen macht er den Krieg, um ihren Honig zu erobern. Und doch ist alle seine List kaum vorzüglicher, als die der Katze, mit welcher sie den Mäusen auflauert; oder der Spinne, die im Verborgenen das Glück ihrer zarten Netze versucht; seine Kunst kaum bedeutender, als die der Biene, die, ohne langes Ueberlegen,

die

die schwere Aufgabe löset, in der kürzesten Zeit das zweckmäßigste Gebäude für sich im möglichst kleinsten Raume und mit der größten Ersparniß zu errichten.

Von allen uns bekannten Thieren, ist vielleicht der Hund durch seine höhern Fähigkeiten am merkwürdigsten. Mehr als jedes andere, hält er sich zum Menschen, überläßt sich dessen Herrschaft, scheint ihn zu verstehen und Vergnügen darin zu finden, ihm zu dienen. Gelehriger als alle andern Thiere, thut er, was ihm befohlen wird; jagt das Wild, bewacht Haus und Hof, vertheidigt seinen Herrn, und beobachtet dessen Mienen, dessen Stimme, um seinen Willen zu errathen. Seine Treue und Anhänglichkeit ist rührend. Der Hund ist das einzige Thier, welches in seiner Zuneigung zum Menschen, lieber das Leben, als die Treue aufopfert; seinen Herrn und dessen Freunde immerdar kennt; der es hört und darauf achtet, wenn man ihn beim Namen ruft. Dennoch ist alles was wir an ihm Verstand oder Gedanken nennen, nur eine Selbsttäuschung von unserer Seite. Der Hund, mit dem reizbarsten Empfindungsvermögen der thierischen Seele begabt, zeigt nur wie viel diese, auch ohne Geist, zu leisten fähig ist. Daß er sich zähmen und zum Diener des Menschen verwandeln läßt, ist die Wirkung der gleichen Ursache, welche den Adler bewegt, sein Nest an den Gipfel der höchsten Felsen zu bauen, von wo er in weiten Fernen umher seine Nahrung ausspähen

hen kann. Seine Treue iſt die bindende Macht der Gewohnheit; ſeine Gelehrigkeit iſt die Frucht des Gedächtniſſes, oder der Erinnerung angenehmer und unangenehmer Eindrücke bei gewiſſen Handlungen.

§. 24.

Doch auch dem Hund, wie allen Thieren, fehlt der Gedanke. Er kann lernen, aber ſeine Jungen nicht das Erlernte wieder lehren. Empfindung und Gedächtniß, verbunden mit der Macht des Inſtinktes, iſt der Inbegriff aller thieriſchen Fähigkeiten. Kein Thier hat eine Vorſtellung von dem was wahr und gerecht iſt; kein Thier eine Vorſtellung von der Verknüpfung der Urſachen und Wirkungen; nur das, was es immer gewohnt iſt beiſammen, oder nach einander folgend, zu ſehen, das glaubt es immerdar verbunden. Darum zittert der Hund vor der donnernden Stimme ſeines Gebieters, der oft ſchmerzliche Mißhandlungen folgten; aber eben deswegen rächt er ſich auch oft mit den Zähnen an dem nach ihm geworfenen Stein, ſtatt an demjenigen, der ſolchen ſchleuderte. Kein Thier hat Sinn für das Erhabene und Schöne. Ihm ſind der Pallaſt, der prachtvollſte Tempel und die elendeſte Hütte, die ſchönſte Muſik und das Gehör durchſchneidenſte Gekreiſche gleichbedeutend. So hat weder die Biene noch die Spinne einen Sinn, die Vortreflichkeit und hohe Zweckmäßigkeit ihrer Arbeit einzuſehen, ſo wenig als der menſchliche Säugling

die

die weiſe Einrichtung erkennt, mit der ſein Inneres thätig iſt, die eingeſogenen Nahrungstheile ſeines Körpers umzuſchaffen, oder vermittelſt welcher Empfindung er fähig iſt, die empfangene Milch zu verſchlucken. Und doch thut er es, und weiß daß er es thut, ohne zu wiſſen warum?

Hätten die Thiere auch nur den geringſten Theil jenes göttlichen Lichtfunkens, der die innere Welt des Menſchen erleuchtet: ſie würden nicht immer in ihren Arbeiten und Lebensarten die Gleichen bleiben. Aber ein Thier treibt ſein ihm von der Natur gegebenes Geſchäft, nicht beſſer und nicht ſchlechter, als das andere; da iſt keine Abwechſelung, keine Vervollkommnung ihrer Einrichtungen. Wie ſeit den Schöpfungstagen der Sperling und Falke ihre Neſter flochten, der Biber ſeine kunſtvolle Höhle am Waſſer baute, ſo geſchieht es noch heute ſeit Jahrtauſenden, ſo noch in folgenden Jahrtauſenden. Jede Thiergattung, jede Pflanzengattung ſind die Gleichen geblieben. Aber der Menſch nicht alſo. Nur ſein Leib, in ſofern derſelbe thieriſcher Natur iſt, hat keine Vervollkommnung erfahren; er beſteht und handelt in den alten Naturtrieben. Hingegen der Geiſt, dieſer Strahl aus Gott, iſt nicht immer der gleiche. Er, im ewigen Kampf mit der ihn verdunkelnden Thierheit, erhebt ſich in Majeſtät über das Ganze der Natur, und erkennt ſich, die Welt, die Herrlichkeit Gottes. Ein Wille, unabhängig von den Naturtrieben, herrſcht ſelbſt über dieſe. Dadurch

wird

wird er zum Ebenbilde seines Schöpfers. Je höher der Geist über dem Einfluß der Sinnlichkeit steht; je mehr er das Nützliche dem Eiteln, das Gerechte dem blos Nützlichen, das Gütige dem blos Gerechten vorzieht; je mehr er eigenes irdisches Wohl über das Glück seiner Freunde und Feinde vergessen kann; um so ähnlicher wird der Geist des Menschen Gott, der weltbeseligend seine Sonne aufgehen läßt über Sünder und Fromme.

§. 25.

Wir haben nun schon aus den vorhergehenden Betrachtungen ersehen, wie mannichfaltig die Kräfte und Fähigkeiten der Thierwelt sich äussern; wir haben die verschiedenen Punkte, in welchen das Thier an den Menschen zu gränzen scheint, in Erwägung gezogen, und den großen Vorrang, sowohl als die höhere Würde des Menschen, klar daraus erkannt. Aber diese Erkenntniß unserer höheren Würde, muß nicht der alleinige Zweck unseres Forschens seyn, rastlos müssen wir von einer Stufe desselben bis zur andern steigen, bis sich endlich dem Auge unseres Geistes die Gesammtheit des für uns Erkennbaren dargestellt hat; und nur alsdann, wenn Glaube, Vernunft und Erfahrung sich in schöner Harmonie vereinigen, gelangen wir zu der ruhigen Ueberzeugung, die alles Zweifeln ausstößt. Aber nicht stehen bleiben dürfen wir bei dem bloßen Erkennen; auch thätig und ohne Menschenfurcht müssen wir das Erkannte ausüben,

üben, wenn uns jene schöne Siegespalme zu Theil werden soll, die der ächte Bekenner der reinen und Liebe athmenden Jesus-Religion, in den Kranz seiner Seligkeit flicht.

Aus den Kräften und Fähigkeiten die in dem menschlichen Geschlecht liegen, ist es schon deutlich zu erkennen, daß es nicht bloß für diese Erde geschaffen ist — denn was wäre die Spanne Zeit, welche wir Menschenleben heißen, für den immer regen und immer wißbegierigen Geist? In der ganzen Natur erblicken wir eine unaufhörliche Kette zum Aufsteigen zu höherer Vollkommenheit — und sollte das Höchste was wir kennen, der Geist der Menschen, dieser Funke der Gottheit, weniger seyn als das Sonnenstäubchen, das in der uferlosen Schöpfung nicht verloren geht? Nein! dieser Gedanke läßt sich nicht denken, und Christus selbst gibt uns hierüber, bei Matth. 5, 48. den sichersten Aufschluß, indem er uns andeutet, in allen Vollkommenheiten immer Gott ähnlicher zu werden; da wir nun aber, nur einen kleinen Theil dieser Vollkommenheiten hier erreichen, so folgt nothwendig daraus, daß es ein anderes Leben für uns geben müsse, wo wir zu diesen Vollkommenheiten gelangen können. Wir finden aber auch, wenn wir nur die physische Seite des Menschen erforschen, schon Beweise, daß dieselbe auf höhere Zwecke hindeute — und vornehmlich ist der erste dieser Zwecke: das gesellschaftliche Leben der Menschen, oder:

Cap. II.

Der Mensch in politischer Hinsicht.

§. 1.

Der Schöpfer des Menschen und alles Erschaffenen, begabte sein Ebenbild mit Fähigkeiten und Kräften, welche beweisen, daß der Mensch nicht bestimmt ist, gleich den Thieren der Wälder, einsam umherzuirren. Er ist geschaffen, um mit seines Gleichen in stetem Vereine zu leben, und so seine höhern Fähigkeiten immer mehr und mehr zu entwickeln und zu entfalten. Daß der Mensch diese Kräfte und Fähigkeiten aber nur im Beisammenleben mit seines Gleichen entfalten und entwickeln kann, lehrt uns die Geschichte jener Kinder, welche klein, durch unglückliche Ereignisse, von der menschlichen Gesellschaft entfernt, unter die Thiere der Wildniß geriethen, und, ungeachtet ihres höhern Geistes, dennoch weiter nichts wußten und kannten, als die Thiere mit welchen sie umgiengen, und gleich diesen auf allen Vieren liefen. Ohne Beisammenleben in der menschlichen Gesellschaft, würden wir unmöglich den Zweck unseres Hierseyns erreichen können; wir würden nicht im Stande seyn die Welt zu beherrschen; ja, das menschliche Geschlecht würde gewiß gar bald von der Erde vertilgt seyn,

denn wir würden einzeln, weder Waffen, Mittel noch Kleidung haben, um uns gegen wilde Thiere, Hunger, Kälte und Hitze fortwährend zu schützen; und mehr als alles dieses, würde der Mensch des Menschen eigener und größter Feind und Zestörer seyn, denn ohne Begriff von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster, würde der Stärkere beständig den Schwächern zu unterdrücken suchen; und kein Gesetz würde Recht sprechen, sondern Gewalt und Stärke würden statt Recht obwalten.

Aus diesem läßt sich schon die Nothwendigkeit einer bürgerlichen Verfassung deutlich erkennen; allein die Nützlichkeit des gesellschaftlichen Beisammenlebens und des bürgerlichen Vereines wird erst offenbar, wenn wir einen Blick auf die Wirkungen desselben werfen. Arm und nackt gieng der Mensch aus der Hand der Allmacht hervor, unbekannt mit sich selbst und der ganzen ihn umgebenden Welt. Er war zum Könige der Erde geschaffen, und hatte von der Natur nichts erhalten, womit er seine Herrschaft über das unter ihm stehende Thierreich hätte ausüben können. Die Natur hatte ihm nicht Kraft genug gegeben, um sich mit dem Löwen zu messen, sie hatte ihn schutzlos gelassen gegen das Horn des Stiers, sie hatte ihm nicht einmal einen Pelz zum Schutz gegen rauhe Witterung gegeben. Aber dafür gab sie ihm den mit Vernunft begabten Geist, durch welchen er seine Vorrechte geltend zu machen vermogte. Die Noth war seine erste Lehrerinn, denn sie zwang ihn,

die

die in ihm liegende Kräfte zu gebrauchen; dadurch ward er näher mit sich selber und seinem Vermögen bekannt, und durch die Erkenntniß seiner Macht wuchs sein Muth, welcher seine Kraft zu neuen Unternehmungen anfeuerte. So bewiesen ihm seine gelungene Versuche, daß er durch Ernst, Fleiß, Muth und ausdauernde Kraft, sogar das zu Stande bringen könne, was ihm Anfangs unmöglich schien.

§. 2.

Werfen wir einen Blick auf die Natur des Menschen, und fragen die Geschichte um Aufschluß, so wird uns die unumgängliche Nothwendigkeit einer gesetzlichen, bürgerlichen Verfassung, keinen Zweifel mehr übrig lassen, daß der zum Glück erschaffene Mensch, dieses Glück nur in dem Beisammenleben mit seines Gleichen erlange. Zwar haben einige Männer, die wirklich auf gesunde Vernunft Anspruch machten, die Behauptung gewagt, daß der Mensch glücklicher seyn würde, wenn er gleich dem Thiere, auf allen Vieren die Wildniß durchirrte. Allein alle Scheingründe einer prunkenden Gelehrsamkeit, prallen unwirksam am Panzer des schlichten Menschenverstandes ab, und Jean Jacques Rousseau hätte besser gethan, wenn er die Träumereyen seiner schwärmenden Phantasie, der Welt nie bekannt gemacht hätte. Ueberhaupt darf der Mensch getrost auf die Natur vertrauen, und wäre die Gesellschaftlichkeit dem

Wohle

Wohle der Menschen zuwider: wahrlich der Genius der Menschheit würde Sorge getragen haben, daß sie sich nie vereint hätten.

Freilich werden durch das gesellschaftliche Beisammenleben auch Uebel erzeugt, von welchen der rohe Naturmensch nichts weiß; allein es werden darinnen auch Tugenden erzeugt, von denen er ebenfalls nichts weiß. Der rohe Wilde ist nicht geeignet die Erhabenheit christlicher Tugenden zu empfinden; er überläßt sich blind den Eingebungen seiner Sinnlichkeit.

Umgang mit seines Gleichen, macht die Sitten des Menschen feiner und milder; Einsamkeit macht sie rauher und wilder.

Ja, bei genauerer Betrachtung ergibt sich, daß die Natur selbst, den Menschen zum Vereine mit seines Gleichen genöthigt hat; denn die langsame Entwickelung der körperlichen sowohl als geistigen Kräfte des Kindes, sind davon ein klarer Beweis. Kein Thier bedarf so lange und anhaltend, der Pflege und Wartung seiner Eltern, wie der Mensch. Bei weitem der größte Theil der Thiere, ist schon in und von den zwei ersten Monaten fähig sich selbst durchzuhelfen, und für seinen eigenen Unterhalt zu sorgen. Allein der Mensch bedarf oft zwanzig und mehrere Jahre dazu. In dieser Einrichtung läßt sich der Zweck der göttlichen Weisheit offenbar erkennen; denn die Schwäche und Hülflosigkeit des neugebornen Kindes, erfüllt die Herzen der Eltern mit Zärtlichkeit und Liebe

gegen

gegen daſſelbe, und veredelt folglich ihre Herzen. Die Sorge, mit welcher ſie den kleinen Liebling bewachen, nöthigt ſie zugleich das Gefühl ihrer eigenen Schwäche zu erkennen, und den vertrauend um Hülfe anzuflehen, der allein wahrhaft zu helfen vermag. Von der andern Seite, wird durch die Liebe und Sorge der Eltern, das Gefühl der Dankbarkeit und Liebe in dem Gemüthe des Kindes erregt, und folglich auch ſein Herz veredelt. Hier alſo und ſonſt nirgends, wie im Kreiſe des häuslichen Lebens, werden die Grundpfeiler der Religion, der Tugend, der Ordnung, und folglich auch des bürgerlichen Lebens, in das Herz des Menſchen gepflanzt. In dem liebvollen Bilde ſeiner Mutter, die ſeine Thränen an der liebenden Bruſt zu ſtillen ſucht, lernt das Kind Gott, den Alliebenden, lieben. In dem Bilde ſeines Vaters, deſſen weiſen Befehlen es mit Ehrfurcht gehorcht, lernt das Kind Gehorſam gegen die Geſetze ſeines Schöpfers und ſeiner Obrigkeit. Ehrfurchtsvoll erkenne ich alſo den hohen Werth des häuslichen Lebens, indem darinnen der Menſch als Bürger und Chriſt, als ein Geiſt der zu ſehr hohen Zwecken erſchaffen iſt, erzogen und vorbereitet wird. Das häusliche Leben iſt alſo der Pflanzgarten, worinnen, nach langer Wartung und Pflege, ſich die Kräfte des Menſchen vom Keim zur Blüthe, von der Blüthe zur Frucht, und von der Frucht endlich zu herrlicher Reife entfalten.

§. 3.

Weislich ließ Gott das gesammte Menschengeschlecht von einem einzigen Paare entspringen, um durch die Bande des Blutes und gleichen Ursprunges, die Menschheit fester an einander zu ketten. Harmlos und zufrieden müssen die ersten Menschen gelebt haben, denn die zahllose Menge erkünstelter Bedürfniße unserer Modemenschen, waren ihnen gänzlich unbekannt, und die wenigen Bedürfniße die sie als genügsame, unverwöhnte Naturmenschen hatten, konnten sie leicht befriedigen. Allein es war nicht der Zweck des Schöpfers, daß das gesammte menschliche Geschlecht fortdauernd auf dieser Stufe stehen bleiben sollte. Es war Zweck der ewigen Weisheit, daß der Mensch in stetem Kampfe mit sich selbst und der ihn umgebenden Welt, die Fülle seines Geistes entfalten, sich seiner Kraft bewußt werden, und so beständig zu höherer und reinerer Erkenntniß fortschreiten sollte. Mit der Vermehrung der ersten Menschen, ward ihnen bald ihr gemeinschaftlicher Wohnort zu klein, und der enge Raum war nicht mehr hinreichend sie alle zu nähren; sie mußten sich deshalb immer weiter über den Erdball ausbreiten um 1 Mos. 1, 26. zu erfüllen. Bei dieser Ausbreitung stießen ihnen gewiß manche Hindernisse auf, welche der Mensch einzeln nicht zu besiegen vermochte, sie vereinten also ihre Kräfte zu gemeinschaftlichem Zweck, und brachten durch diese Vereinigung manches

manches zu Stande, was der Einzelne nie zu Stande gebracht haben würde.

Bei den Eigenschaften, die in dem Geiste des Menschen liegen, war es ihm auch nicht möglich lange mit der Natur unbekannt zu bleiben; er sah ihre Wirkungen, und fragte sich selbst, was die Ursache davon seyn möge? Er beobachtete, überlegte, und schloß von der Wirkung auf die Ursache, und umgekehrt, weil er eine stetige Verknüpfung beider wahrnahm. Durch das Zusammenleben konnte er seine gemachte Erfahrungen und Beobachtungen seinen Mitbrüdern mittheilen, und ihre Urtheile darüber hören, oder seine gemachte Erfahrungen an ihrem Urtheile prüfen. Dadurch wurde die Erfahrung jedes Einzelnen, die Erfahrung Aller, und umgekehrt, die Erfahrung Aller wiederum das Eigenthum jedes Einzelnen. Dadurch wurden die Erfindungen beständig nicht nur häufiger, sondern auch das schon Erfundene wieder von andern verbessert. So entstanden die Handwerke und Künste. Allein nun mußte, bei der beständigen Vermehrung der Menschen, auch hier und dort nothwendig Hader und Zwist, über den Besitz und das Eigenthum gewisser Dinge, entstehen — und da die Menschen sich schon weit von ihrer ersten Quelle entfernt hatten, so war ihnen die von Gott gegebene Offenbarung, über Billigkeit, Recht und Unrecht schon ziemlich dunkel geworden, und der Stärkere mißbrauchte nicht selten seine Gewalt, um die Begründung seiner Ansprüche zu beweisen. Ja, es ist

sogar

ſogar wahrſcheinlich, daß ein Theil der damaligen Menſchen, wie noch öfter bei uns jetzt, ſich bloß von dem nährten, was ſie dem Schwächern durch Gewalt oder Liſt raubten. Um ſich alſo gegen dieſen Unfug zu ſchützen, ſchloſſen ſich allenthalben Menſchen näher zuſammen, bildeten Vereine, worinnen der Einzelne ſich zum Schutze des Ganzen, und das Ganze zum Schutze des Einzelnen verpflichtete. So entſtanden Staaten und Reiche, oder die politiſche Verfaſſung dieſer Körper.

§. 4.

Zu jenen Zeiten, wo der Menſch ſich noch häufig gegen wilde Thiere ſchützen mußte, wurde die Geſchicklichkeit dieſelbe zu beſiegen, oder mit andern Worten: Körperkraft und die Gewandtheit derſelben, am höchſten geſchätzt. Es wurden daher damals die berühmteſten Jäger am meiſten um Schutz erſucht, entweder von der ganzen Geſellſchaft wozu ſie gehörten, oder von einer Anzahl ſchwacher Menſchen, die ſich unter ihren Schutz begaben, und dafür ihnen unterthan waren. So entſtand die Königswürde, und dieſe wurde erblich, weil man gewöhnlich dem Sohn eines tapfern Vaters einen Theil der gleichen Eigenſchaft zuſchrieb. So zeigt uns die heilige Schrift, unter dem Nimrod, einen ſtarken Jäger und zugleich den Stifter des Babyloniſchen Staates, womit er nachher auch noch Aſſyrien verband. Die Beſchäftigungen, womit ſich die Menſchen damals nährten,

nährten, waren dreyerley: Jagd, Viehzucht und Ackerbau. Hierzu bedurften sie Werkzeuge und Waffen. Die Noth machte sie erfinderisch, und unter den Nachkommen Kains, nennt uns die heilige Geschichte den Tubal, als Erfinder der Kunst: Eisen und Metalle zu hämmern und zu schmelzen. Nun war schon der Weg zu den wichtigsten und nützlichsten Erfindungen gebahnt. Ja, man blieb nicht bei dem Nothbedarf stehen; man gieng weiter. Jubal erfand die erste Rohrflöte, und nun erheiterte schon die Musik das einförmige Leben des Menschen. Unter dem Schutze der Gesetze, konnten jetzt schon die Menschen ruhiger und bequemer leben, und sich mehr auf die Verbesserung der erfundenen Dinge legen. Da fast mit jedem Tage neues erfunden wurde, so ward die Zahl des Erfundenen zuletzt so groß, daß es für einen Menschen fast unmöglich war, das Gesammte zu lernen und auszuüben; und weil auch Einer an dieser, der Andere aber an jener Beschäftigung mehr Freude und Vergnügen empfand, so wendete jeder seine Geisteskraft auf die Vervollkommnung der Kunst, die ihm am besten gefiel. So entstanden nach und nach die verschiedenen Handwerke, die wir noch jetzt täglich um uns erblicken. Wenn wir ferner den Zustand roher und wilder Völker, mit dem von gesitteten Nationen vergleichen, so wird uns kein Zweifel mehr übrig bleiben, daß nur der Mensch in Verbindung mit seines Gleichen, oder was dasselbe ist, in der bürgerlichen Gesellschaft, den Zweck erreichen

könne, wozu ihn Gott erschuf. Zwar ist nicht zu läugnen, daß mit dem gesellschaftlichen Beisammenleben manche Unannehmlichkeiten verknüpft sind, allein diese würden größtentheils nicht statt finden, wenn alle Menschen sich bestrebten den Gesetzen gemäß zu leben. Bloß durch Uebertretung der Natur- und Pflichtgesetze, ist das Uebel unter den Menschen entstanden, entsteht es noch jetzt, und wird in der Zukunft entstehen. Die Gesetze unter den verschiedenen Nationen, sind die Sachwalter der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden, und bezwecken die Verbesserung und das Glück der gesammten Menschheit. So wie der Mensch, schon im Kreise des häuslichen Lebens, von seinen Eltern erzogen, belehrt und gebildet wird, so bezweckt der Staat, durch weise Anordnungen, die ganze Nation zum gesammten Besten zu erziehen, zu bilden und zu schützen.

§. 5.

„Aller Anfang ist schwer und unvollkommen.“ Dieses alte, durch die Erfahrung aller Zeiten bewährte, Sprüchwort, läßt sich daher auch auf die Verfassungen aller menschlichen Gesellschaften anwenden. Und wir finden deshalb auch, je näher die Menschheit ihrer Urquelle, desto unvollkommener ihre bürgerliche Verfassung. Da jedem Menschen, ohne Ausnahme, von seinem Schöpfer gewisse, unantastbare Rechte ertheilt wurden; so ist unstreitig die Verfassung die Beste, in welcher

diese

diese Rechte der Menschheit, allgemein geltend und geschützt sind. Religion und Vernunft machen dem Menschen seine Rechte bekannt. Einen Willen gab Gott jedem Sterblichen; daher hat auch der ärmste Mensch im Staat das göttliche Recht, keine willenlose, todte, bloß von Laune und Eigennutz anderer Menschen abhängige, Maschine seyn zu wollen. Wenn daher den unbeglückten Einwohnern eines Landes alle Vorrechte mangeln, so behalten sie doch das Vorrecht vor den Thieren und Pflanzen, daß sie Menschen sind, und keine Waare, die man vertauschen und verkaufen kann. Auch der Aermste, der nichts hat, hat doch seinen Leib, über welchen er muß verfügen können. Leibeigenschaft, Verkauf von Unterthanen, Sklaverey und Sklavenhandel, ist daher ein schreckliches Vergehen gegen Religion, Vernunft und Natur, und darf, von vernünftigen Regierungsverfassungen, nicht geduldet werden.

Ein anderes und wichtigeres Recht hat jeder Einwohner eines Staates, über sein eigentliches, wahres Ich, nämlich über seinen Geist. Er muß dies Recht haben, weil er ohnedem weder Mensch noch Christ seyn, und die Vorschrift Jesu nicht erfüllen könnte, vollkommen zu werden, gleichwie der Vater im Himmel vollkommen ist. Mithin hat auch der geringste Unterthan im Volk, ein unverlierbares Befugniß, sich mit seinem Geiste aus der rohen Thierheit zum Selbstdenken zu erheben. Denn nur durch die Macht des Gedankens und der Einsicht,

ſicht, erhebt ſich der menſchliche Geiſt über das Thier. Hat aber auch der geringſte Menſch ein Recht von Gott empfangen, ſelbſt zu denken und ſeine Kenntniße zu erweitern: ſo hat er dadurch gleichfalls auch das Recht zur Freiheit ſeines Gewiſſens empfangen. Er kann ſich zu derjenigen Art der Gottesverehrung bekennen, die ſeinen Ueberzeugungen am angemeſſeſten iſt. Er darf nicht beſtraft werden, wenn ſein Glaube, ſeine Ueberzeugung, vom Glauben anderer abweicht, ſo lange er mit den daraus hervorgehenden Handlungen nicht die öffentliche Ruhe, die bürgerliche Ordnung und Rechte anderer Staatsbürger kränkt.

Dieſes ſind die urſprünglichen Rechte jedes Menſchen, aus denen alle ſeine Uebrigen herflieſſen, die ſich dann auch nach ſeiner Lage und ſeinen Verhältniſſen modificiren. Wir wollen nun hier, für den minder gebildeten Theil unſerer Leſer, noch kurz die verſchiedenen Regierungsverfaſſungen berühren. Wir unterſcheiden im Allgemeinen deren dreye: Demokratie, Ariſtokratie und Monarchie. Demokratie heißt die Verfaſſung, wo die höchſte Gewalt in den Händen des Volkes iſt. Ariſtokratie wird die Verfaſſung genannt, wo nur ein kleiner Theil der Nation die höchſte Gewalt in Händen hat, und entweder durch Wahl oder Erbrecht herrſcht. Monarchie, endlich, wird die Verfaſſung geheißen, wo nur ein Einziger herrſcht. Zum Unterſchied von Monarchie, werden beide erſtere Verfaſſungen auch Republiken genannt.

In

In Republiken, und vorzüglich in der demokratischen Verfassung, werden die Urrechte des Menschen am seltensten angetastet; deshalb ist auch jedes Volk glücklich zu schätzen, dem die Vorsehung das schöne Loos einer solchen Verfassung zuwarf. Wenn ein solches Volk stets, nur die weisesten und tugendhaftesten seiner Mitbürger zu seiner Obrigkeit auswählt, so ist die Dauer seines Glückes gegründet! Aber der Fluch der Freiheit trifft das Volk, das, in Erwählung seiner Beamten, nicht auf deren Weisheit und Redlichkeit, sondern nur auf deren Reichthum und Einfluß blickt!!!

§. 6.

Frei ist eigentlich nur der Mann, der, bei allen seinen Handlungen, sich nicht durch Furcht, Vorurtheil und Aberglauben, abschrecken oder bewegen läßt, sondern jederzeit den Grundsätzen der gesunden Vernunft, der Sittlichkeit und Religion gemäß handelt. Es kann daher der Mensch sich unter der freiesten Regierungsverfassung befinden, die nur denkbar ist, und doch Sklave seyn, nämlich: Sklave seiner sinnlichen Gelüste, Leidenschaften und Lastern. Nicht der ist ein freier Mann, der kein Gesetz anerkennt; sondern nur der, welcher seinen Willen den Gesetzen der Sittlichkeit und Tugend gemäß ordnet.

Gleichwie ächte politische Freiheit, das Glück eines ganzen Volkes ausmacht; so macht die sitt-

liche Freiheit jeden Menschen glücklich, der sie im Kampfe mit sich selbst errungen hat.

§. 7.

Unter die weisesten Maßregeln, welche zum Wohl und Besten einer Nation abzwecken, gehören auch die Gesetze. Diese dienen theils, die Rechte jedes einzelnen Gliedes gegen gewaltthätige Angriffe zu sichern, und die Ausbrüche grober Laster zu verhindern; theils, die Folgen schon ausgebrochener durch weise Strafen zu dämpfen, und verirrte Verbrecher dadurch wieder zu bessern. Man unterscheidet gewöhnlich bei allen Regierungen zwei Abtheilungen, die gesetzgebende, und die ausübende Gewalt. Erstere beschäftigt sich mit den Entwürfen zweckmäßiger, und für das Wohl des ganzen Staates berechneter, Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse. Letztere sucht das in Ausübung zu bringen, was Erstere entwarf. Freilich hat auch die beste Regierungsart noch immer ihre Unvollkommenheiten; allein dieses ist einmal die Eigenschaft alles Menschlichen, und deshalb dürfen wir uns weder für berechtigt glauben, das Gute derselben gering zu achten, noch an der Verbesserung des Ganzen zu verzweifeln. Langsam und stufenweise, wie der einzelne Mensch zu höherer Erkenntniß schreitet, rückt auch die ganze Menschheit ihrem Ziele näher. Gewöhnlich stehen daher auch die Gesetze eines Volkes, mit dessen übrigen Verhältnißen im Einklang. Je mehr ein Volk

an

an innerer Ausbildung zunimmt, je mehr Kenntniße es sammelt, je allgemeiner der Wohlstand wird, desto vollkommner werden auch Verfassung und Gesetzgebung werden. Für rohe Wilde sind daher auch andere Gesetze nothwendig, als für gesittete Nationen.

§. 8.

Menschenglück und Veredlung des menschlichen Geistes, sind das höchste Ziel jeder vernünftigen Verfassung, und folglich auch der Probierstein ihrer Aechtheit. In einer Verfassung wo alle Rechte der Menschheit mit Füßen getreten werden, kann die Regierung weder vernünftig noch gerecht, mithin nicht naturgemäß seyn. Tyranney und Sklaverey, sind beide, der menschlichen Vernunft, der Hoheit des Christenthums und der Würde der Menschheit gleich zuwider, und können von Christen nicht gebilligt werden. Allein, leider, seufzt noch der größte Theil unserer Erdbewohner, entweder unter dem Joche empörendster Unwissenheit eigener Menschenwürde, oder den schimpflichsten Fesseln barbarischer Tyranney, und der längst ersehnte Zeitpunkt allgemeiner, politischer und moralischer Freiheit, scheint noch ferne zu seyn. Doch dürfen wir der tröstenden Hoffnung leben, daß diese allgemeine Freiheit, die, obgleich noch erst von ferne, doch schon die Keime ihres Saamens an vielen Stellen erblicken läßt, eigentlich kein Hirngespinnst, sondern in der Kulturgeschichte des menschlichen

lichen Geschlechts wirklich gegründet ist. In der Geschichte der Menschheit erblicken wir einen beständigen Kampf, ein unaufhörliches Ringen vom Schlechten zum Guten, vom Guten zum Bessern, vom Bessern zum Besten. Und dieser Kampf begreift nicht blos eine Seite des Menschen in sich, sondern er umfaßt das dreifache Leben des Menschen: als sinnlich-genießendes Geschöpf, als Bürger, und als Geist, fortschreitend auf der Bahn sittlicher Vollkommenheit. Als sinnliches Geschöpf, hat der Mensch der Natur alles abgekämpft, was er an Bequemlichkeit, an Werkzeugen aller Art besitzt, denn nackend und arm trat er ins Daseyn. Als Bürger, hat er sich schon weit hervorgerungen, denn ursprünglich besaß er gar keine Kenntniß, weder von den Regeln einer Verfassung, noch von den Urrechten seiner Natur, die Erfahrung mußte ihn beides lehren. Als zur Vollkommenheit fortschreitender Geist, zeigte ihm Jesus, der Göttliche, die Bahn. Jesus wird ein Erlöser des menschlichen Geschlechts genannt, und fürwahr er hat unser Geschlecht auf mehr als eine Weise erlöst. Er hat die Menschheit vom geistigen Tod, von der Herrschaft der Sinnlichkeit und von der Knechtschaft des Weltgeistes, der Finsterniß und des Aberglaubens erlöst. Allein er hat noch mehr, er hat auch die Menschheit von den Fesseln der Tyranney, der Sklaverey und Barbarey erlöst, indem er der Menschheit ihre Rechte und Würde bekannt machte. Beinahe zwei tausend Jahre

sind es, daß Er seine Heil bringende Wahrheiten dem Menschengeschlechte verkündete. Thronen und Reiche sind in den Stürmen dieser Zeit verschwunden; Nationen und Völker giengen seitdem unter, andere giengen auf und wurden wieder von den Wogen der Zeit verschlungen: — aber siegend standen, in allen Fluthen der Zeit, Jesu himmlische Wahrheiten, (Matth. 24, 35.) und noch jetzt freuen wir uns der Freiheit, die eine Frucht seiner menschenbeglückenden Lehre ist. Auch in den finstern Zeiten des Aberglaubens, war es allein die Lehre Jesu, die, durch die neu erfundene Buchdruckerkunst allgemein verbreitet, wieder Licht in die große Finsterniß der Geister brachte, und jene wohlthätigen Reformationen veranlaßte, wodurch die Strahlen christlicher Freiheit allenthalben heller zu schimmern anfiengen.

§. 9.

Da wir nicht gesonnen sind, uns in das Gebiet der politischen Geographie zu verlieren, so wollen wir hier noch kürzlich die Pflichten des Bürgers erwägen. Es ist der Natur, der Vernunft gemäß, und das Christenthum gebietet es, daß das Kind seine Eltern ehren, lieben, in allen rechtlichen Dingen ihnen unterthan, und in der Noth beistehen solle — und Warum? Weil seine Eltern es liebten ehe es lieben konnte, weil sie für sein Wohl sorgten, und gegen jeden Unfall zu schützen suchten. Hier haben wir zugleich das Bild des

 Bürgers.

Bürgers. Der Bürger genießt den Schutz und die Vortheile von der Einrichtung des Staates, so daß er in Betreibung seines rechtlichen Gewerbes gesichert ist, das daraus entspringende Glück in Ruhe und Frieden zu genießen. Die Einrichtung des Staates gibt ihm ferner Gelegenheit auf der Bahn der sittlichen Vollkommenheit weiter fortzuschreiten; er ist mithin verpflichtet, mit Wort und That die Gesetze desselben zu ehren, und, im Falle der Noth, dem Vaterlande seine thätigste Hülfe nicht zu versagen. Selbst unser Heiland deutet das nämliche an, wenn er, den ihn versuchenden Pharisäern, bei Luc. 20, 25, sagt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Das heißt mit andern Worten: erfülle die Pflichten, die dir als Bürger des Staates obliegen, eben so pünktlich, als du deine Pflichten als Geschöpf, gegen das höchste Wesen zu erfüllen schuldig bist!

Cap. III.

Der Mensch in moralischer Hinsicht.

§. 1.

Schon die schöne äussere Gestalt des Menschen, und sein aufrechter, mit Blicken zum Himmel gerichteter, Gang, den er mit keinem uns bekannten Geschöpfe gemein hat, verkünden uns die Erhabenheit seines Ranges, und seinen großen Vorzug über alle uns bekannte Wesen. Aber mehr als aus allem diesem, erscheint uns die Hoheit des Menschen, aus seinem innern geistigen Wesen. Dieses Innere Unsichtbare ist daher auch dasjenige, was wir eigentlich den Menschen heißen, weil wir die Hülle desselben, den Körper, sobald das Belebende Unsichtbare ihn verlassen, dem Staube, woraus er entsprang, wieder geben. In der geistigen Natur des Menschen liegen auch die höhern Fähigkeiten, deren gemeinschaftliche Entwickelung das menschliche Leben bezweckt. Wenn wir diese Fähigkeiten, Vermögen oder Kräfte näher beleuchten, so finden wir im Menschen überhaupt drei Urkräfte, nämlich: Gefühls- Erkenntniß- und Willenskraft. Oder mit andern Worten Glauben, Erkennen und Wollen.

§. 2.

§. 2.

Unter dem Worte: Gefühlskraft, wird hier nicht der Gefühlssinn, (Siehe Cap. I. §. 4, 5.) welcher ein Werkzeug der Seele ist, sondern die tief in der menschlichen Natur liegende Glaubens- und Ahndungskraft verstanden, vermittelst welcher wir das Vorhandenseyn von Dingen vernehmen, welche für die Erkenntnißkraft nicht erreichbar sind, z. B. Gott, Geist, Ewigkeit, ꝛc. Es ist ein grosser Irrthum in der Vorstellung mancher Menschen, indem sie meinen, die Vernunft sey die alleinige Erkenntnißquelle des Menschen, da doch die Gefühlskraft eben so wohl eine besondere Kraft der Seele ausmacht, wie Vernunft, Verstand, Gedächtniß, ꝛc.

Der große Unterschied zwischen Vernunft und Glauben (Gefühlskraft), liegt überhaupt darin, daß die Vernunft durch Erfahrung und Beobachtung ihre Erkenntniße vermehrt, und so zum Wahren gelangt, da hingegen der Glaube, ohne Erfahrung und Schlüße, eine unmittelbare Offenbarung in sich hat. Der Glaube steht höher als die Vernunft, denn als ein in die Seele eingepflanztes Licht, ist er dem gesammten Menschengeschlechte die ewige Urkunde der Gottheit, und ohne ihn wäre die Idee von Gott nie in der Vernunft rege geworden. Dies bestätigt die Geschichte und Erfahrung, denn wir finden schon bei den früheſten Völkern, ja, sogar bei den Bewohnern der einsamsten Inseln, eine Gottesverehrung, lange vor

Entwickelung

Entwickelung ihrer Vernunft, Phantaſie oder ſonſtigen Seelenkräfte.

§. 3.

Erkenntnißkraft oder Vernunft iſt die Fähigkeit, durch erkannte Erſcheinungen unerkannte der gleichen Art zu erkennen, oder, mit andern Worten, von der Wirkung auf die Urſache, und umgekehrt, von der Urſache auf die Wirkung zu ſchlieſſen. Die Vernunft hat zwei Wege, auf welchen ſie ihr Reich vergrößern kann, die Erfahrung und die innere Betrachtung. Durch die Erfahrung erhält ſie Begriffe von den Kräften und Eigenſchaften der Dinge; durch die innere Betrachtung ſucht ſie die Geſetze auf, nach welchen die Dinge mit ihren Kräften und Eigenſchaften wirken. So wie jede andere Kraft durch die Uebung ſtärker wird, ſo auch die Vernunft. Die Vernunft iſt es hauptſächlich, die den Menſchen über das Thierreich erhebt, und die ihn zum Herrn der ganzen Erde macht — durch ſie hat ſich die geſammte Menſchheit aus der Nacht der Barbarey und thieriſcher Wildheit, bis zum Lichtglanze edler Selbſterkenntniß, und Kenntniß der unermeſſenen Schöpfung hervorgerungen. Allein, ſo gut und erhaben die Vernunft an und für ſich ſelbſt iſt, ſo kann ſie uns doch zu ſchrecklichen Irrthümern verleiten, wenn wir blindlings wähnen, daß ihre Ausſprüche jederzeit rein und untrüglich ſeyen. Ja, es iſt, leider, nur zu wahr, daß dieſe glänzende Führerinn, zu

oft,

oft, verblendet von eigenem Licht, die gerade Bahn zur Wahrheit verliert, und indem sie stolz, aus eitelm Selbstvertrauen, über die andern ihr zugesellten Seelenkräfte wegblickt, sich in Labyrinthe verirrt, woraus sie sich nicht mehr zu retten vermag. Aber schrecklich straft die Natur den stolzen Frevel, der ihre Ordnungen verkehrt — dieß beweisen uns die große Menge, sich beständig folternder Zweifler, und der zahllose Haufe unglücklicher Wahnsinniger.

§. 4.

Man hört in unsern Tagen ausserordentlich viel über Vernunft sprechen, aber, leider, sieht man dieselbe wenig ausüben; indem gewöhnlich die meisten welche darüber sprechen, nicht einmal wissen, was eigentlich Vernunft ist. Von der einen Seite hört man die Vernunft als etwas verlästern, das man wie eine giftige Schlange fliehen müße, wenn man zu reiner innerer Erkenntniß seiner selbst, seines Glückes, und der Urquelle alles Lichts gelangen wolle. Von der andern Seite hört man sie wieder über alles erheben, was nur denkbar ist, und wie sie von der Ersten ganz verworfen wurde, so wird sie hier als die alleinige und unumschränkte Richterinn, vor deren Richtstuhl alles geschlichtet werden könne und müsse, angenommen. Allein man geht von beiden Seiten zu weit, und wie überall, so auch hier, liegt die Wahrheit in der Mitte. Diejenigen, welche die Vernunft

ganz

ganz verwerfen, thun Unrecht, weil sie das erhabenste Geschenk des Schöpfers verlästern, und doch zur gleichen Zeit Gebrauch davon machen, denn diese guten Leute bedenken nicht in ihrem Wahn, daß alle ihre Gründe die sie gegen die Vernunft hervorbringen, an und für sich selbst, nur Wirkungen ihrer Vernunft sind. Doch ihr Irrthum ist verzeihlich, und die Quelle desselben sind meistentheils falsch verstandene Stellen der heiligen Schrift, in welchen gegen den Mißbrauch der Vernunft geeifert, sie selbst aber, und der rechte Gebrauch derselben, keineswegs verworfen wird. Die andere Seite aber, die größtentheils aus gelehrten Halbwissern und Schulphilosophen, ohne praktische Lebenserfahrung, besteht, wähnen die Wahrheit selbst und das Wesen der Natur in ihrer Tiefe erfaßt zu haben, während sie sich nur mit selbstgeschaffenen Truggestalten täuschen, ohne es gewahr zu werden. In stolzem Dünkel ihrer verblendeten Vernunft, vermeinen sie alles durch ihre Schulformeln zu erklären, und verwerfen daher jedes, was nicht zu ihrem Leisten paßt; sie kennen keine andere Erkenntnißquelle, als das was sie Vernunft heißen, und von Offenbarung wollen sie nichts hören noch wissen. Allein, wenn sie einmal ins wirkliche Leben hinaustreten, und durch ernste Schicksale zu tieferm Nachdenken über den Zweck ihres Daseyns gezwungen werden; wenn dann der Gedanke an die Unsterblichkeit ihrer Seele, und an ihr Loos jenseits

des

des Grabes in der unendlichen Ewigkeit, wie ein Blitzstrahl durch ihre Seele zuckt: dann! dann erst erkennen sie die Nichtigkeit ihrer eingebildeten Vernunft, welche nicht im Stande ist, ihnen, in dieser dunkeln Stunde, erquickenden Trost ins wunde Herz zu träufeln!

§. 5.

So wie jedem andern Menschlichen, sind auch der Vernunft ihre Schranken angewiesen, welche sie, ohne sich an der Natur zu versündigen, nicht überschreiten darf. Sie muß nicht despotisch allein herrschen wollen, sondern auch den übrigen Seelenkräften ihre Rechte lassen, und nur in Harmonie mit dem Glauben, ist sie im Stande ihren höchsten Zweck zu erreichen. Der Zweck der Vernunft und des Glaubens ist, das Wahre und Heilige in der Natur und in dem Menschen selbst, aufzufassen, und die Willenskraft nach den daraus entspringenden Regeln zu leiten. Gedächtniß, Erinnerungs- und Einbildungskraft, sind der Gefühls- und Erkenntnißkraft zur Unterstützung beigesellt. Gedächtniß und Erinnerungskraft sind in so fern von einander unterschieden, indem das Gedächtniß einzelne Gegenstände und ihre Eigenschaften, die Erinnerungskraft aber ganze Scenen der Vergangenheit, mit den damit verbundenen Umständen, aufbewahrt. Die Einbildungskraft, welche am meisten von den Dichtern geschätzt wird, ist der Spiegel in welchem sich die Wirkungen der äusserlichen Dinge auf

unsere

unsere Sinne gleichsam abspiegeln, und dadurch die übrigen Seelenkräfte in den Stand setzt darüber zu urtheilen. Beinahe der größte Theil der Leiden und Freuden, die das arme menschliche Herz quälen und freuen, haben ihren Ursprung in der Einbildungskraft. Die Ursache davon ist diese: in der Jugend ist die Einbildungskraft am stärksten und die Vernunft am schwächsten, und da erstere größtentheils alle Gegenstände mit frischern Farben malt, als sie in der That sind, so vergrößert sie sowohl die Freuden als auch die Leiden, die der Mensch im jugendlichen Lebensgarten pflückt, indem die Vernunft des unerfahrnen Menschen noch nicht so weit gediehen ist, um die falschen Vorstellungen der Phantasie erkennen zu können. Daher die vielen glänzenden Luftschlösser des Jünglings und Mädchens, die gleich Palläsken von Nebel und Wolken in ihr Nichts verrinnen, sobald die Sonne der aufgehenden Vernunft ihre Strahlen darauf wirft. Traurig sind die Folgen der überspannten Einbildungskraft, welche größtentheils durch das Lesen vernunftloser Romane bei der Jugend erzeugt wird. Empfindeley, Schwärmerey und Verweichlichung, nebst einem alle ernstlichern Beschäftigungen verabscheuenden Flattersinn, sind die gewöhnlichsten Folgen davon, womit gewöhnlich noch ein Ekel und Ueberdruß an der wirklichen Welt verbunden ist, indem der, welcher mit diesem Seelenfieber behaftet ist, sich meistentheils in den blühenden Zonen einer durch seine eigene Einbil-

dungskraft geschaffenen Welt befindet, in welcher er den rauhen Hauch des wirklichen Lebens und seiner Schicksale nicht zu ertragen im Stande ist.

§. 6.

Es wäre daher zu wünschen, daß Eltern die Sorge auf sich nähmen, ihre Kinder, sobald sie anfangen Vergnügen am Lesen zu finden, vor allen empfindelnden Romanen zu bewahren, und ihnen das Lesen derselben nicht zu gestatten. Die Einbildungskraft hat ohnedem schon bei der Jugend mehr Stärke, als die übrigen Seelenkräfte, kommt nun hierzu noch die Nahrung derselben durch phantastische Schilderungen nie geschehener Dinge, so ist die Verbildung derselben vollendet; dies steigt zuletzt so weit, daß der Mensch allen Geschmack an der Wirklichkeit verliert, und wenn er früher nur Gefallen am Lesen (N. B. Romanhafter Schriften) hatte, so entsteht jetzt schon ein sehnliches Verlangen darnach, welches zuletzt in eine förmliche Raserey der Lesesucht ausartet. Für solche Menschen hat die Welt größtentheils alle ihre Reize verloren, und wenn es ihnen an Büchern fehlt, so lagert sich entweder eine düstre Schwermuth über ihre Seele, oder sie foltern sich und andere durch mißmuthige Laune. Dergleichen Kranke sind schwer zu heilen, indem der Sitz ihrer Krankheit nicht in die Augen fällt, und sie selbst stellen sich auch nicht einmal vor, daß sie seelenkrank seyen, sondern sie erklären jeden, der sich nicht von ihren

Schwärmereyen

Schwärmereyen hinreißen läßt, für gefühllos. Mancher mögte wohl glauben, daß diese Krankheit an sich wenig zu bedeuten habe; allein man irrt, und die Folgen derselben sind weit größer, als es beim ersten Anblick scheint. Ich bin überzeugt, daß viele von der Jugend begangene Laster, bloß davon herrühren; und manche verlorne Unschuld und Kindermord beim Mädchen, so wie Selbstmord beim Jüngling, fast allein aus dieser Quelle herfließen. Das beste Mittel zur Genesung von diesem Uebel, ist Enthaltung vom Lesen aller Romane, beständige Körperarbeit, und gehörige Bildung des Verstandes und der Vernunft.

§. 7.

Ein anderer Nachtheil, welcher von der falsch geleiteten Einbildungskraft herstammt, ist die Furcht. Diese wird in der falschen Erziehung den Kindern schon in der frühesten Jugend eingeimpft, indem sowohl Eltern als Hausgenossen, die Kinder durch schauerliche Erzählungen von Gespenstern, Kobolden und dergleichen, zum Gehorsam zu bewegen suchen. Allein man bedenkt nicht, welches große Uebel man dadurch in die Seele des Kindes pflanzt; indem man dadurch den reinen liebenden Glauben aus der unbefangenen Seele vertilgt, und mit der Furcht dem Aberglauben und dessen scheußlichem Gefolge Thor und Thüre öffnet; denn es ist ganz natürlich, daß das Kind sich nicht mehr durch die Allgegenwart des ewigliebenden Vaters in der Dunkelheit

kelheit sicher fühlt, weil seine furchtsame Phantasie es beständig mit selbstgeschaffenen Schreckbildern ängstigt. Liebe Eltern! wollt ihr Freude erleben an euern Kindern, und sie mit Muth und Kraft auf Gottes schöner Erdenwelt handeln sehen, so rathe ich euch, pflanzt ihnen keine Furcht ein; denn diese ist gleichsam ein verpesteter Wind, der die schönsten Blüthen und Knospen im Keime zerstört. Denkt ihr etwa, ihr könnt Gutes dadurch stiften? O dies-glaubt ja nur nicht! denn wenn die Kinder dadurch auch unterlassen, einige jugendliche Unarten auszuüben, so kann doch die Furcht so wenig Gutes im Gemüth des Kindes, wie im Charakter des erwachsenen Menschen bewirken; dies bestätigen Vernunft, Bibel und Erfahrung. Nicht der Mensch, der aus Furcht das Böse unterläßt, ist gut, sondern nur der, welcher es aus Liebe zum Guten unterläßt, wenn er es auch ungestraft thun könnte. Nicht zu gedenken, daß Eltern und Andere durch solche schreckende Erzählungen, sich sehr an den Kindern versündigen, so ist es schon eine Entehrung ihrer selbst, wenn sie dem Kinde etwas als Wahrheit erzählen, was sie entweder selbst nicht glauben, oder wenn sie auch dergleichen Ungereimtheiten wirklich glauben, doch keinesweges im Stande sind, die Wahrheit derselben durch die Erfahrung zu beweisen; sie müssen sich also nachher, wenn die erwachende Vernunft des Kindes eines Bessern belehrt wird, noch obendrein schämen, und

demſelben alsdann entweder als Lügner oder als abergläubige Menſchen erſcheinen.

§. 8.

Wenn die Furcht einmal tiefe Wurzeln in der Seele des jugendlichen Menſchen geſchlagen hat, ſo iſt es beinahe eine Unmöglichkeit, dieſelbe wieder daraus zu rotten; denn ſie iſt gleich einem Unkraute, das ſich nicht nur leichter als gute Früchte fortpflanzt, ſondern auch ohne Pflege immer weiter ausdehnt. Man bemerkt gewöhnlich dreyerley Aeuſſerungen derſelben: Furcht vor Gewittern, Furcht vor Geſpenſtern, und Furcht vor dem Tode. Die Furcht vor Gewittern, und mit derſelben ſklaviſche Furcht vor Gott, wird in dem Kinde erzeugt, wenn unvernünftige Eltern, bei heftigen Blitz und Donnerſchlägen, den wißbegierigen Kindern erzählen, daß Gott jetzt ſchmäle und zürne. Was dies für einen ſchrecklichen Eindruck auf das unbefangene Gemüth mache, weiß nur der, der es ſelbſt erfahren. Die Furcht vor Geſpenſtern und deren Entſtehung, haben wir im vorigen Paragraph ſchon bemerkt. Nun die Furcht vor dem Tode; dieſe hat meiſtens ihren Urſprung in der Einbildung, jedoch iſt ſie auch manchmal Folge eines böſen Gewiſſens. Der, welcher mit dieſen drei genannten Furchten behaftet iſt, muß auf allen frohen Lebensgenuß Verzicht leiſten. Den ſchönſten Sommertagen ſieht er mit banger Erwartung entgegen, weil ſie mit allen ihren Reizen, doch ihm

 nur

nur schreckende Gewitter bringen. Der schöne, mit Sternen überſäete Himmel, macht ihm keine Freude, und wenn andere Menſchen entweder die Wunder des Firmaments anſtaunen, oder ſich durch erquickenden Schlaf von des Tages Laſt und Arbeit ausruhen, ſo ängſtigt er ſich entweder wachend oder träumend mit coloſſaliſchen Popanzen, die nirgends als in ſeiner Phantaſie vorhanden ſind. Nichts iſt ungereimter als die Furcht vor dem Tode, man mag ſie nun betrachten von welcher Seite man will. Iſt denn der Tod wirklich ein Uebel? Ich behaupte nein! — denn er führt uns zurück zur ewigen Liebe, zu unſerm Vater, und ſoll ſich das Kind fürchten in die Arme ſeines Vaters zurück zu kehren? — Oder fürchtet man ſich vor den Schmerzen, die man irriger Weiſe damit verbunden wähnt? Der wirklich Tode empfindet keine Schmerzen mehr, und ſo lange er dieſelben noch fühlt, iſt er noch nicht todt. Wenn aber auch wirklich Schmerzen mit dem Tode verknüpft wären, ſo können dieſelben doch unmöglich ſehr empfindlich ſeyn, denn beim Sterbenden iſt die Lebenskraft ſchon größtentheils erloſchen, und großer Schmerz kann nur da ſeyn, wo große Lebenskraft iſt. Auch iſt es ſehr thöricht ſich vor Dingen zu fürchten, denen wir nicht entfliehen können; denn die Qual der Furcht iſt meiſtens allemal ſchlimmer als der gefürchtete Gegenſtand ſelbſt; jedoch, wenn die Furcht noch zu etwas nützte, wenn ſie den Menſchen aus Gefahren retten könnte, ſo würde

ich

ich noch nichts dagegen sagen; allein sie bewirkt gerade das Gegentheil, und wenn der Muthige mit ruhig kalter Vernunft alle Mittel zur Rettung in Gefahren anwendet, so steht der Furchtsame ängstlich zitternd da, und die Furcht benimmt ihm alle Körper- und Geisteskräfte, und macht ihn unfähig die Möglichkeit der Rettung zu versuchen. Das beste Mittel gegen alle Arten von Furcht, ist eine vernünftige Erziehung, in welcher die Körper- und Geistes-Fähigkeiten des Menschen Stufenweise entwickelt, und ihre gehörige Begriffe von der Natur, ihren Erscheinungen, von Gott und Religion beigebracht werden.

§. 9.

Man hat es schon öfter versucht, die Willenskraft des Menschen zu erklären, allein man hat gefunden, daß man mit allen Erklärungen doch weiter nichts gesagt hatte, als was wir schon zuvor wußten, daß wir nämlich einen Willen hätten. Wenn wir sagen, der Mensch hat Willen, so ist es gerade dasselbe, als wenn wir sagten: er besitzt die Freiheit zu wählen und zu handeln. Und diese Freiheit ist es vorzüglich, die den Menschen über alle Geschöpfe erhebt die uns bekannt sind. Es hat freilich schon Menschen gegeben, die die Freiheit des Menschen bezweifelt haben, allein alle ihre Einwürfe dagegen, waren nicht vermögend dieselbe zu erschüttern. Nichts kann wichtiger für den Menschen seyn, als die Ueberzeugung von seiner

sittlichen

ſittlichen Freiheit; denn ohne dieſelbe kann weder Religion noch Staatsverfaſſung, weder Tugend noch Laſter beſtehen. Wir wollen deshalb kürzlich dasjenige zuſammenſtellen, womit wir die Freiheit des Menſchen zu beweiſen gedenken. Wir haben Cap. III. §. 1 und 2. bemerkt, daß dem Menſchen eine Urkraft (angeborne) ertheilt ſey, die wir Gefühlskraft nannten; durch dieſe Gefühlskraft erhält der Menſch Begriffe und Ueberzeugung von dem Daſeyn ſolcher Dinge, wovon die Vernunft nichts begreifen kann. Ein ſolches Ding, welches für die menſchliche Vernunft zu hoch oder zu tief liegt, iſt nun auch die Freiheit des Menſchen; wir können alſo nicht darüber urtheilen, aber wir können es fühlen, daß wir frei ſind. Hier könnte nun mancher Zweifler einwerfen, daß dieſes Gefühl zu ſchwach ſey, um uns hinreichend von unſerer Freiheit zu überzeugen; allein was würde er ſagen, wenn ich ihm bewieſe, daß dieſes Gefühl ſo ſtark ſey, daß alle Menſchen, die von Erſchaffung des Erſten an bis jetzt gelebt haben, und noch wirklich leben, ja, er ſelbſt nicht ausgenommen, dadurch überzeugt wurden: denn wenn wir eine gute oder böſe Handlung insgeheim verrichten, ſo ſind wir im erſten Falle zufrieden, im Zweiten aber unzufrieden mit uns ſelbſt; eben ſo urtheilen wir über die Handlungen unſerer Mitmenſchen: wenn wir nun aber zweifelten, ob wir frei wären, ſo würden wir weder uns ſelbſt noch andere loben oder tadeln, denn ohne Freiheit wäre

kein

kein Unterschied zwischen guten und bösen Handlungen möglich. Ferner: die Gesetzgeber aller Völker und Zeiten haben auf die Uebertretung der Gesetze bestimmte Strafen gelegt, und warum dies? Antw: weil sie überzeugt waren, daß der Mensch zwischen Gutem und Bösem frei wählen könne. Was mag wohl die Ursache seyn, daß der Ehebrecher, der Wollüstling und der Betrüger sich schämt, wenn seine Laster und Schandthaten ans Licht kommen? Doch wohl seine Freiheit, denn er und jeder fühlt, daß er nicht so hat handeln müssen, sondern freiwillig das Böse gewählt habe. Aus der gleichen Ursache werden wir große und tugendhafte Männer ehren und lieben, welches nicht statt finden würde, wenn sie ihre Handlungen gezwungen vollbrächten.

§. 10.

Das Thier handelt immer geleitet von Instinkt oder Naturtrieb, deshalb ist es auch nicht frei, und alle seine Handlungen haben gleichen Werth. Nicht so der Mensch, denn obgleich er auch Triebe und Leidenschaften besitzt, so hat er doch den Vorzug, daß er durch Vernunft und höhere Geisteskräfte, über die thierischen Neigungen und Begierden seines Körpers herrschen kann. Gott ist das freieste Wesen, und da Er den Menschen zu seinem Ebenbilde schuf, so mußte der Mensch natürlich auch frei seyn. Wäre der Mensch nicht frei, so wäre der Glaube an Tugend und Laster ein Un-

ding,

ding, und Religion und Ewigkeit, Lohn und Strafe wären nur elende Träumereyen, und der Mensch würde von allen Geschöpfen das unglücklichste seyn. Aber, Preis und ewige Ehre Dir, liebevoller Vater des Weltalls! so weit kam es nicht kommen, daß die Menschheit an ihre Freiheit zweifelt, denn als Du den ersten Menschen durch deine Allkraft ins Leben riefest, schriebest Du sie mit goldner Flammenschrift in seine Seele, so tief und deutlich, daß die Ueberzeugung davon durch nichts ausgelöscht werden kann.

§. 11.

Gleichwie jedes andere in der Natur, hat auch jede Kraft im Menschen ihren Zweck. Die Vernunft ward ihm gegeben, um sich selbst und die ihn umgebende Schöpfung zu untersuchen, und, vermittelst der Erfahrung, ein begränztes Wissen zu erzeugen. Die Gefühlskraft ward ihm gegeben zur Aufbewahrung jener heiligen Wahrheiten, die für die Vernunft zu geistig sind, und welche, in Verbindung mit einem reinen Herzen, die Grundlage der Religion ausmachen. Die Willenskraft endlich wurde dem Menschen ertheilt, damit er zwischen den Wegen, welche Vernunft und Gefühlskraft ihm zeigen, frei wählen, und dem Ausspruch seiner thierischen oder geistigen Natur befolgen könne. Je nachdem nun der Mensch seine Willenskraft richtet, handelt er gut oder böse. Gut handelt er, wenn er seiner unsterblichen geisti-

gen

gen Natur gemäß seinen Willen richtet; bös handelt er, wenn er sich von dem Sinnlich-Vergänglichen seiner thierischen Natur hinreißen läßt. Der Werth der menschlichen Handlungen, steht immer in gleichem Verhältniß mit der Erkenntniß des Menschen; denn je reiner die Erkenntniß, desto reiner ist auch der Wille, und je reiner und edler der Wille, um so erhabener und tugendhafter ist auch die Handlung. Daraus folgt also: daß es sowohl im Guten als Bösen Stufen geben müsse. Die erste Quelle des Guten im Menschen, ist der feste Wille desselben, nur das Gute zu wollen; dies bezeugt auch unser Heiland, wenn er bei Matth. 7, 7. sagt: Suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan werden! Wenn diese Quelle einmal lebendig im Menschen geworden ist, so wird sie sich bald in einen Strohm verwandeln, in welchen sich alle Kräfte der Seele ergießen, und wodurch alles, was nicht gut, nicht edel ist, aus dem Gemüthe des Menschen weggespült wird. Sobald der Mensch bis zu dieser Stufe sich erhoben hat, wird er mit Wohlgefallen in den Spiegel seiner Seele blicken, denn alsdann hat er nicht mehr nöthig vor seiner eigenen Mißgestalt zu erschrecken, weil er die Laster und Leidenschaften, die vorher die schönen Züge seiner Seele verzerrten, durch Selbstüberwindung daraus verscheucht hat. Nichts unter Gottes weitem Sternenhimmel lohnt so reichlich als die Tugend! Reichthum und Ehre kann die Eitelkeit des Menschen kitzeln, er kann dadurch

durch den Neid und die Bewunderung des Pöbels erregen, aber Zufriedenheit mit sich selbst, und Ruhe des Herzens, dies höchste Glück des Menschen, kann nur die Tugend geben.

§. 12.

Hat der Mensch einmal die ersten Stufen der Tugend erstiegen, so wird es ihm immer leichter werden, in derselben vorzurücken. Jeder Fortschritt den er darinnen macht, wird Stärke und Muth über seine Seele, und Licht und Klarheit über seinen Geist verbreiten. Freilich geschieht es auch noch manchmal, daß er wieder, in unbewachten Augenblicken, im Kampfe mit sich selbst unterliegt, allein dieses selbst muß wieder dazu dienen, ihn desto aufmerksamer auf sich selbst zu machen. Gleich wie durch die Tugend der Mensch sein höchstes Glück gründet, so bereitet er sich durch das Laster, sein gewisses Verderben; und langsam und Stufenweise wie er zur Tugend aufsteigt, sinkt er auch immer tiefer ins Laster, bis er endlich so weit kömmt, daß sein Gewissen von der Menge der Vergehungen so betäubt wird, daß er sich ganz in den Strohm der Laster versenkt. Das Leben solch eines Menschen ist ein schrecklicher Traum, aber schrecklicher noch wird sein Erwachen seyn!

§. 13.

Gleichwie durch einen kleinen Feuerfunken, wenn er im Fortglühen nicht gehemmt wird, blühende

hende Dörfer und Städte verwüstet werden; so wachsen kleine Sünden, wenn der Mensch sie nicht dämpft, zulezt zu Laster an, die ihn an Leib und Seele verderben. Allein, so wahr und unwiderleglich dieses auch ist, so wenig wird es doch von den meisten Menschen geachtet. Sie laufen und rennen um das Glück zu erhaschen, aber sie wissen selbst nicht worinnen ihr eigentliches Glück bestehe. Sie glauben, der Besitz des Reichthums und irdischer Güter sey vermögend den Menschen glücklich zu machen, da doch die tägliche Erfahrung und der Blick auf die Reichen, sie vom Gegentheil überzeugt. Das höchste Glück des Menschen besteht in einem reinen Gewissen und tugendhaften Gemüthe. Doch so verblendet ist die unselige Menge, daß sie lieber dieses höchste Glück ihrer Seele leichtsinnig vergeudet, um nur elende Scheingüter und sinnlichen Genuß zu erlangen. Aber sie werden doch immer, aber größtentheils zu spät, ihren thörichten Irrthum gewahr; denn wenn ihnen auch der thörichte Tausch gelungen ist, und sie, durch Aufopferung ihres reinen Bewußtseyns, Reichthümer und vergänglichen Tand zusammengescharrt haben, so kann sich doch ihr Geist nicht daran vergnügen, und ein beständiges Sehnen nach etwas Besserem, Höherem, Bleibenderm, lehrt sie, daß des Menschen wahres Glück nicht im Vergänglichen enthalten sey. Der Mensch aber, als doppeltes, körperliches und geistiges Wesen zugleich, kann nur alsdann wahrhaft glücklich seyn,

wenn er mit sich selbst und allen Gesetzen der Natur in Harmonie ist; das heißt: wenn er die Forderungen seiner beiden Naturen gehörig befriedigt. Das Bedürfniß des Geistes ist, Verähnlichung mit Gott, durch Weisheit und Tugend, in welchen seine Nahrung, seine Gesundheit, und sein wahres Element besteht. Das Bedürfniß des Körpers, als des geringern und vergänglichen Theiles, muß jederzeit dem des Geistes nachstehen, muß zuweilen beschränkt, auch öfters Ersterm aufgeopfert werden. Ist jedoch der Geist einmal in seinem Element, so weiß er es schon von selbst, wie und wann er die Forderungen des Körpers befriedigen soll. Hier ist die große Scheidewand, zwischen dem Geist- und Thier-Menschen, indem der Erstere nur den Aussprüchen seiner eigenen unvergänglichen Natur gehorcht; Letzterer aber, sich von seinem vergänglichen Körper und dessen thierischen Begierden beherrschen läßt!

Cap. IV.

Seine Verbindung mit dem Weltall.

§. 1.

Als Thales von Milet, einer der sieben Weisen Griechenlands, gefragt wurde; was das Schönste sey? antwortete er: das Weltall. Und wahrlich, wenn wir die Ordnung, die Harmonie und die Regelmäßigkeit betrachten, die in der ganzen Schöpfung herrscht, so müssen wir ihm beistimmen. Die ganze Natur ist ein Reich lebendiger Kräfte, die in beständiger Wechselwirkung mit einander begriffen sind; von diesen Kräften belebt und durchdrungen, gestaltet sich die todte Materie, und erscheint unsern Sinnen unter den mannichfaltigsten Formen. Tief im Schooße der Erde, zeigt sich schon die schöpferische Kraft in Bildung der Stein- und Metallarten, die ursprünglich nur Erdstoffe sind, von da steigt sie auf die Oberfläche unseres Planeten, wo sie sich durch Bildung sowohl der Mooße, Kräuter, Pflanzen, Bäume, als Hervorbringung der verschiedenen Lufterscheinungen äußert. Vergebens forscht der Mensch das innere Wesen dieser Lebenskraft zu ergründen, und indem er ihr in den geheimsten Gängen der Natur nachzuspähen sucht, sieht er nur ihre Wirkungen, sie

selbst

ſelbſt aber iſt zu geiſtig, um von ſeinen materiellen Sinnen wahrgenommen zu werden.

§. 2.

Als Gott einſt das hohe Allmachtswort ausſprach: Das Weltall werde! und ſein Weltall ward, und ſich glänzend und herrlich in unvergänglicher Pracht bewegte, da war nichts von dem was geworden war, vergebens da, auch der Wurm im Graſe hatte ſeine Beſtimmung für das Ganze, und das Saamenſtäubchen hatte einen göttlichen Beruf erhalten. Alles iſt in dieſer unendlichen Schöpfung für ein einzelnes Weſen da, und das Einzelne muß da ſeyn für das unermeßliche All. Durch die ganze Einigkeit der Dinge herrſcht allgemeine, innige Verwandtſchaft, und in der allgemeinen Harmonie ſteht das Höchſte mit dem Tiefſten, das Entfernteſte mit dem Entfernteſten. Auch der Geiſt des Menſchen iſt ein Theil dieſes glanzvollen, in unendlicher Weisheit gegründeten Reiches: Alles iſt für ihn und auch er für das All! Wir ſehen in der langen, unermeßlichen Kette der geſchaffenen Dinge, eine bezaubernde Mannichfaltigkeit und ein allmähliges Fortſchreiten vom Unvollkommenen zum Beſſern, vom Beſſern zum Vollkommnern, vom Vollkommnern zum Vollkommenſten. Dieſe Kette umſchlingt alle Weſen, und die entfernteſten Welten hängen als Glieder an ihr. Sie ruht auf der bunten Oberfläche des Erdballs, geht durch die Tiefe des Meeres,

Meeres, ſinkt bis in die Eingeweide unſeres Weltkörpers; ſie ſteigt hinauf durch die Lüfte und Wolken, dringt in die endloſen himmliſchen Räume, und verſchwindet unſerm Blick in den ungeheuern Fernen, von wo nur noch einzelne Glieder, als matt ſchimmernde Geſtirne hernieder funkeln. Dies iſt die wahre Himmelsleiter der Schöpfung, wo ſich von Stufe zu Stufe die Vollkommenheiten vermehren, vom Staube, der unſern Fuß umſpielt, bis zum Seraph, der durch die verklärtere Ewigkeit wandelt!

§. 3.

Und dieſe Stufen — ſo niedrig und arm iſt der Menſch, daß ſeine Sprache ihre Zahl nicht ausdrücken kann! — Noch kennen wir nicht alle Arten von Pflanzen, die auf Erden wachſen, und doch kennen wir ſchon mehr denn 20,000 Arten, alſo 20,000 Sproſſen in der irdiſchen Schöpfungsleiter. Und unter dieſen Pflanzen iſt vielleicht keine, die nicht eine oder mehrere Arten von Thieren ernähret. Die Thiere, oft bis zur Unſichtbarkeit klein, wohnen auf oder in ihnen, und dienen andern wieder zur Nahrung. Felſenſteine, Erden, die mannichfaltigen Metalle und Salze, ſind unſern Augen nur rohe Stoffe, ohne Leben, ohne beſondere Werkzeuge zu eigner Vermehrung und Vervollkommnung. Sind ſie aber die unterſten Glieder an der unendlichen Kette alles Erſchaffenen? Und doch welche Pracht ſchon in ihnen. Schon kennen wir

 viele

viele tauſende von Steinarten, und doch kennen wir ſie nicht alle. Sie erſcheinen in allen Geſtalten, und ſpiegeln mit allen Farben. Die regelmäßigen Bildungen der Kryſtalle entzücken das Auge; kein irdiſcher Künſtler kann ſo genau und zierlich ſchneiden, als die Natur dieſe Steine formte. Manche Steine ſind wie Kräuter, aus zart zuſammengelegten Blättern gebildet; der Asbeſt iſt aus langen feinen Fäden zuſammengeballt, die man von einander löſen und zu Gewändern verſpinnen und weben kann. Andere Steine wachſen als feines glänzendes Haar, und manche edle Metalle treiben zwiſchen Felſenriſſen, gleich Bäumen, mit Aeſten und Laubwerk; andere erſcheinen wie niedrige Mooſe und Steinflechten. Hier bildet das Steinreich den allmähligen Uebergang zur Pflanzenwelt, welche von einer endloſen Zahl der Gräſer und Palmen, der Kräuter, Stauden, Geſträuche und Bäume bevölkert iſt. Welche unüberſehbare Stufe, immer größerer Vollendung ſteht zwiſchen der Trüffel, welche wie ein Erdklumpen, ohne Wurzel, ohne Zweig unter dem Boden aufſchwillt, und der Roſe, welche eine Königinn der Gärten heißt? oder zwiſchen dem Schwamm und Pilz, der in Einer Nacht aufſchießt, und der erhabenen Eiche, die Jahrhunderte wächſt, oder dem Kateloſchenbaum Afrika's, der Jahrtauſende wächſt, und in deſſen Schatten ſich ein ganzes Thal verbirgt?

Die Pflanzen edlerer Art nähern ſich ſchon in ihren Verrichtungen den Thieren. Geboren aus dem

dem milchreichen Saamen, wie das Thier aus dem Ey, saugen sie aus der Erde ihre Nahrung, und die Wurzel ist ihr Mund. Wie das Blut in den Thieren, steigen in ihnen Säfte verschiedener Art auf und ab. Es herrscht unter ihnen männliche und weibliche Geschlechtsordnung. Sie begatten sich, indem der umhergehende Blumenstaub die weiblichen Blüthen befruchtet. Sie dünsten aus wie die Thiere, und sterben ohne Nahrung oder im Uebermaaße der Hitze oder der Kälte, wie die Thiere. So sind die Pflanzen gleichsam an eine Stelle des Erdbodens fest gewurzelte Thiere; so sind die Thiere willkührlich umher wandelnde Pflanzen. Viele Pflanzen haben einen Schlaf, den sie Abends mit Sonnenuntergang, durch das Zusammenlegen ihrer zarten Blätter verkünden; andere erwachen und entfalten sich erst des Nachts. Das schüchterne Fühlkraut verräth sogar thierische Empfindungen; es legt, wenn man es verwundet, seine Blätter zusammen, und zieht seine Zweige ein.

§. 4.

Hier ist die verschwindende Gränze, wo Pflanzen- und Thierreich an einander hängen. Die edle Blutkoralle wächst baumförmig im Grunde des Meeres, aber sie enthält einen nackten Wurm, der dies steinigte, harte Gewebe aufführt und lebt und sich nährt. Ganze große Inseln des Meeres sind aus Korallen, aus diesen Gebäuden schwacher Würmer hervorgegangen, und tragen jetzt Städte

und

und Wälder. Der Polyp im Wasser gleicht einer fadenförmigen, schleimigen Pflanze; er hat Aeste und Zweige. Zerschneidet man ihn, so wachsen neue Zweige und Aeste hervor. Aber ein Würmchen schwimmt durchs Wasser, sogleich schlingen sich alle Aeste und Zweige jener Pflanze um das kleine Geschöpf, führen es zum obern Theile des Stengels, wo sich eine Oeffnung erweitert, um den Wurm zu verschlingen und Nahrung davon zu ziehen. Unmerklich, wie der Uebergang von der vollkommensten Pflanze zum unvollkommensten Thiere, welches schon Empfindung und willkührliche Bewegung hat, schreitet die steigende Vollendung durch die ganze Kette der Thierwelt, von den einfachen Korallen zu den Muschelthieren, von den Muscheln zu den Insekten und kriechenden Thieren, von dem Geschlecht der Schlangen zu dem Aal des Wassers und zu den Wundern der Meere, durch die Legionen der Fische bis zum Seelöwen und dem geflügelten Fisch, der sich in die Luft erhebt.

Der Vogel, den statt der Schuppen Federn, statt der Flossen Flügel zieren, durchschwebt die Regionen der Wolken. Aber unter diesen gefiederten Thieren, nähert sich den vierfüßigen Geschöpfen die Fledermaus, oder der erhabene Straus in den Wüsten, der mehr läuft als fliegt, und dessen Flügel nur den Dienst der Füße erleichtern. Die vierfüßigen Thiere kommen in tausend mannichfaltigen Abstufungen allmählich der menschlichen

chen Gestalt näher, und der Affe zeigt schon hohe Aehnlichkeit mit dem Menschen.

Der Mensch aber selbst, das erhabenste Glied der irdischen Wesenkette, geht mit aufgerichtetem Antlitz durch die Welt; sein Auge sieht zum Himmel; er beherrscht die Reiche der Steine, Pflanzen und Thiere. Er stürzt den Adler aus der Luft, er zieht den Fisch aus dem tiefsten Meeresgrund. Ihn leitet nicht mehr der blinde, dunkle Instinkt oder Naturtrieb, sondern eine Alles beleuchtende Vernunft ist sein Eigenthum. Er hat den freien Gedanken und die Gabe der Sprache. Mit seinem Geiste erhebt er sich weit über sein eigenes Selbst, ihm strahlen die ersten Funken göttlicher Offenbarung in die Seele — der Mensch allein weiß hienieden von einem Gott. Er erhebt sich bis zu ihm, und sinkt vor seinem Throne nieder, und betet ihn im Staube der Erdenwelt an. Vom himmlischen Lichte erleuchtet, eilt er den Weg der Ewigkeit, und streckt, mit zitternder Freude, die Hand nach der Krone der Unvergänglichkeit aus, und schmückt damit sein unsterbliches Haupt. Welch ein ungeheurer Zwischenraum dehnt sich nicht zwischen dem todt fliegenden Saamenstaub und der erhabenen Menschenseele aus, die Gott denkt! Welche Millionen Stufen und Stufen, in unabsehbaren Reihen vom niedrigsten Geschöpf, das wir kennen, bis zu der Höhe, wo der Mensch steht?

§. 5.

§. 5.

Aber wie? ist hier schon die letzte Höhe? Endet nun schon die Himmelsleiter der Schöpfung? Ragt der gebrechliche Mensch schon unmittelbar an die Majestät Gottes? Verlaß, o Mensch, mit deinem Blick die Erde, und sieh empor in jene Regionen, wo unzählbare Welten in unaussprechlicher Ferne schweben, und die wir, wegen ihrer ungeheuren Weite, nur noch als glimmende Funken kennen. Wie wird dir bei diesem Anblick? du siehest und ahnest neue Stufen, neue Wesen, neue Kräfte droben! Aber ein undurchdringlicher Schleier verhüllt dir dies große Schauspiel. Durch die Hülfe der Fernröhre haben wir nun schon erfahren, daß jene kleine Sterne Weltkörper sind, so groß, und öfter noch viele tausendmal größer, als der Erdball, den wir bewohnen. Und wenn wir aus dem schließen, was wir hienieden sehen, auf das, was uns von dort nur als dunkle Ahnung hernieder glänzt; wenn die Stufenleiter zur göttlichen Vollkommenheit ins Unendliche fortgeht: so sind dort vielleicht Welten, ähnlich verwandt unserer Erde, wie die Pflanze dem Thiere, wie das Thier dem Menschen; so stehen dort Weltkörper, neben deren Größe und Pracht unser Erdball nur ein flüchtiger Sonnenstaub ist, so stehen dort Welten von höhern Wesen bewohnt, die Stufenweise emporgehen über uns, wie wir über Pflanzen und Thiere! Und die schimmernde Kette der Schöpfung steigt mit denselben höher, immer

höher

höher durch das Reich aller Möglichkeit, aller Vollendungen. Dürfen wir glauben, daß wir die vollkommensten Wesen der Allmacht seyen? Wir sind es hienieden, aber sind wir es auch in der ganzen Schöpfung? Wie lang mag noch die Reihe besserer vollkommnerer Geister über uns seyn? Himmlische Wesen, heilige Engel, Erzengel, oder welchen Namen die schwache Sprache der Menschen euch beilegte, ihr erhebet euch durch das Ewige zum Urquell des Lichts und des Heiligsten! Ach, werden wir einst zu euern erhabenen Stufen gelangen? Werden wir, entbunden von dieser Erde, emporgehoben zu der untersten eurer Reihen? Höher und höher dringen zu euerm und unserm Schöpfer? Und ihr, himmliche Wesen! ihr, die ihr auf der letzten Sprosse der Vollendung, in namenloser Seligkeit schwebet, der Gottheit nahe, in ihrer Herrlichkeit wohnend, auch ihr verschwindet endlich wie ein Nichts vor der Majestät des Allerhöchsten selbst! Euer Daseyn stammt nur von ihm, aber er selbst ist durch sich selbst. Er ist der er war, und seyn wird; ihr seyd nur Schatten gegen ihn. Eure höchste Vollendung und Seligkeit sind nur matte Strahlen des Glanzes, Gott aber ist der Unendlich-Vollkommene, ein Ozean des Lichts, in welchen kein Cherub zu schauen wagt. (1 Tim. 6, 16.)

§. 6.

§. 6.

Und nun, mein Geist, da du die Kette der Wesen, und ihre Stufenreihe bis zur Urquelle alles Erschaffenen verfolgt hast, werfe einmal einen Blick auf die Wunder des Firmaments, und siehe, mit welcher Ordnung und Harmonie die Anzahl der Sonnen und Welten, friedfertig ihre ewige Bahnen im gränzenlosen Schöpfungsraume durchwandeln. Denke dir, indem du hinaufschaust, jener Sterne unendliche Mannichfaltigkeit und Anzahl, und erinnere dich dabei der Worte des göttlichen Offenbarers Jesu: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen! (Joh. 14, 2.) und indem du dein Auge zu den flammenden Sonnen und Erden des gränzenlosen Weltalls erhebst, vergesse nie der Majestät Gottes und seiner Allmacht zu gedenken, die zu fassen kein menschlicher Verstand vermag. Mit bloßen Augen kann man, beim reinsten Himmel, des Nachts beinahe eilf hundert Sterne, das heißt, eilf hundert Weltkörper, zählen, die größer als unser Erdball sind. Wird aber der schwache Blick des Auges durch die Kunst der Fernröhre bewaffnet und schärfer: so erkennt man in dem ungeheuern Raum des Himmels, welchen wir übersehen, achtzig tausend Sterne, von denen Einer immer tiefer hinaus im ewigen Raume des Weltalls steht, als der Andere. Durch die besten Fernröhren aber, entdeckt man eine noch bei weitem größere Summe von Gestirnen. Sternkundige haben, vermittelst ihrer weitsehendsten

sehendsten Fernröhre, nur an einem kleinen Fleck des Himmels so viele Sterne gezählt, daß wenn alle Theile des Firmaments mit eben so viel Gestirnen bevölkert sind, der ganze Himmel über fünf und siebzig Millionen Sterne trägt. Könnte menschliche Kunst das Auge noch mehr schärfen, daß es in noch fernere Gegenden des unendlichen Weltalls dringen würde — die Zahl der Himmelskörper wäre nicht mehr durch menschliche Worte auszudrücken.

Wir unterscheiden unter den Körpern des Himmels zweierley Arten, die größern, Fixsterne genannt, haben ihr eigenes Licht — die Andern, kleinern, Planeten oder Wandelsterne genannt, sind dunkle Körper, und erhalten Licht und Wärme von den Fixsternen. Die Planeten werden wieder in Haupt- und Nebenplaneten eingetheilt. Die Fixsterne haben nur Eine Bewegung, nämlich, um ihre Axe; die Hauptplaneten oder Erden, haben deren zwei, Eine um ihre Axe, die Andere um ihren Fixstern; die Nebenplaneten oder Monden, endlich, haben dreyerley Bewegung, die Erste um ihre Axe, die Zweite um ihren Hauptplaneten, und die Dritte, mit ihrem Hauptplaneten, um den Fixstern.

So groß und unbegreiflich auch die Zahl der Gestirne ist, so ist ihre Entfernung von unserm Erdball doch nicht minder ausserordentlich. Die meisten dieser Sterne schweben in so ungeheurer Weite von uns, daß sie auch durch die allerbesten Fernröhre nicht größer erscheinen, als wir die nä-

hern mit bloßen Augen ſehen. Es gibt keine Zahl ihre Entfernung von uns auszudrücken. Einer der allernächſten Sterne für uns, und zwar derjenigen Sterne, die mit eigenem Lichte glänzen, iſt das prachtvolle Tagesgeſtirn die Sonne. Sie vergrößert ſich noch, durch das Fernrohr betrachtet, und doch beträgt ihre Entlegenheit von uns, ein und zwanzig Millionen Meilen! Welche mächtige Ferne! Wie klein erſcheint in dieſer Ferne der prachtvoll ſtrahlende Weltkörper, den wir Sonne nennen, er, der doch eine Million vier hundert und acht und vierzig tauſendmal größer iſt, als unſer Erdball! Das Licht der Sonne, welches kaum mehr als acht Minuten Zeit braucht, um den unermeßlichen Raum von ſich bis zur Beleuchtung des Erdballs zu durchfliegen, würde eben ſo viele Jahre nöthig haben, um den noch unermeßlichern Raum, von ſich bis zu dem nächſten, der mit eignem Lichte ſtrahlenden Sterne zu durchflieſſen. Welche Größe des Weltalls, welche Unendlichkeit! und doch iſt es gewiß, daß wir nur den geringſten Theil dieſer im Himmelsraume wandelnden Sonnen und Erden ſehen. Noch ſtrahlen und wandeln Millionen und Millionen derſelben in weit entlegenern Gegenden. Denn von Jahrhunderten zu Jahrhunderten haben die Sternkundigen hin und wieder einen neuen fremden Stern erblickt, der viele Jahre lang neben andern Geſtirnen leuchtete, dann wieder ſchwächer glänzte, und, ſich in die Ewigkeit des Weltalls verlierend, verſchwand. Wohin

gieng

gieng er? wem leuchtet er jetzt? Eben so erscheinen von Zeit zu Zeit jene unter dem Namen der Kometen bekannten Gestirne. Sie treten aus unbekannten Fernen allmählig immer heller hervor, strahlen mit sonderbarem Glanz, wenden sich wieder von uns ab, werden, je weiter sie in den gränzenlosen, weiten Weltraum zurückkehren, kleiner, leuchten immer blässer, bis sie dem Auge ganz entschwinden. Wer sagt uns, wo, im uferlosen Weltall, ihre Heimath sey?

Zehn solcher Hauptplaneten, die, gleich unserer Erde, Licht und Wärme von der Sonne erborgen, schweben um die Sonne. Sie alle sind Erden, wie unser Erdball; ihrer viele sind kleiner, andere größer, als der Stern ist, welchen wir noch heute bewohnen. Und die allernächste von diesen Erden, ist doch noch acht Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt; aber derjenige Erdball, der von den uns bekannten am allerentferntesten von der Sonne schwebt, ist beinahe vier hundert Millionen Meilen weit von ihr. Die Einbildungskraft schaudert, wenn sie an diese unermeßlichen Räume gedenkt, in denen so viele große Welten, sich frei schwebend um die Sonne, wie um ihren erwärmenden und beleuchtenden Mittelpunkt, schwingen. Die Seele verliert sich in dem Unermeßlichen, und zittert vor der unbegreiflichen hohen Majestät des Schöpfers. Sie fühlt sich wie vernichtet, und eine demüthige Erkenntniß ihres Nichts, reißt sie zur Anbetung des Unendlichen hin!

§. 7.

§. 7.

Gleichwie unsere Sonne, um welche unser Erdball schwebt, zehn andern größern Weltkörpern, nebst deren Monden, Licht und Tag gibt: so giessen jene tausend Millionen Sonnen, welche uns nur als kleine Sterne erscheinen, ihr Licht nicht vergebens aus, sondern jede von ihnen, gleich unserer Sonne, hat auch ihre dunkeln Weltkörper zu erleuchten und erwärmen. Wie unendlich weit aber, muß eine Sonne mit ihren Nebenkörpern, von der andern Sonne entfernt seyn, wo wir sie doch am Himmel alle gedrängt beisammen zu sehen wähnen! So scheinen oft in einem Walde, die fern von einander stehenden Bäume, aus gewisser Ferne betrachtet, doch beisammen befindlich zu seyn. Aber unser Erstaunen über die Größe des endlosen Raums, welchen wir Sternenhimmel nennen, steigt mit jeder neuen Betrachtung. Wir sehen einen hellen, weißglänzenden Streifen, wie eine entfernte glänzende Wolke, mitten durch den heitern Nachthimmel gezogen. Dieser weiße, ewig bleibende Schimmer, wird von uns die Milchstraße genannt. Umsonst will das Auge, mit den köstlichsten Fernröhren bewaffnet, diese erhellte Himmelsgegend durchforschen. Es findet nichts, als ein ungeheures Meer unveränderlichen Glanzes. Es sind die verworrenen Strahlen von Millionen und abermal Millionen entfernten Sonnen, es ist das Licht von so weit im unermeßlichen Abgrund der Himmel befindlichen Gestirnen, daß wir diese

selbst

ſelbſt nicht mehr ſehen können. Nur der letzte matte Schimmer ihrer Strahlen, rührt noch ſchwach unſern Blick. Wohnten wir auf einem andern, jener Milchſtraße näher ſchwebenden Weltkörper, dann würden wir ſtatt des weißglänzenden breiten Streifens am Himmel, einen Ozean von Glanz und Licht aus Milliarden Sonnen, Stern ſo dicht an Stern gedrängt ſehen, daß alles nur ein einziges Feuer zu ſeyn ſchiene.

Die verwegenſte Einbildungskraft ſchaudert, in dieſer Gränzenloſigkeit der Schöpfungen, furchtſam zurück. Und könnteſt du mit Flügeln, ſchneller als der Blitz, ſchneller als das Licht, ſchneller als der Gedanke, von Stern zu Stern dich ſchwingen; hätteſt du die Erde und ihre Sonne weit hinter dir zurückgelaſſen — und flögeſt du von einem Jahrtauſend durch das andere Jahrtauſend — du ſuchteſt vergebens das Aufhören des Weltalls. Immer neue Geſtirne, neue Schöpfungen würden dir, aus endloſen Entfernungen, entgegen ſtrahlen. Und hätteſt du ſie erreicht, ſo würden ſich wieder neue glanzvolle Welten aus neuen Fernen dir offenbaren. Du ſieheſt kein Ende, kein Ufer. Du verlierſt dich ſchwindlicht in der Ewigkeit des Seyns. Du erreichſt nicht den Saum der Allmacht und ihrer Wirkungen. So viel es menſchliche Erfindung und Kunſt bisher vermochte, iſt die Natur und Geſtalt und äuſſere Oberfläche der uns am nächſten ſtehenden Weltkörper unterſucht. Der Mond ſteht uns ſo nahe, daß die

Sternseher, durch Hülfe ihrer Werkzeuge, schon einen Punkt daran erkennen, was auf Erden eine der größten Städte seyn würde. Man hat in ihm zahlreiche Gebirge, zahlreiche Thäler entdeckt. Aber jene Gebirge des Mondes scheinen ganz anderer Art, wie die Berge auf Erden zu seyn. Viele durchziehen in langen Ketten den ganzen Weltkörper; andere gleichen einem Ringe, dessen Inneres dunkel ist. Eben so wunderbar ist die Sonne. Bei genauen Beobachtungen ist es wahrscheinlich geworden, daß auch die Sonne, gleich unserer Erde, ein dunkler, bewohnbarer Körper sey, aber umgeben von einem blendenden, strahlenden Lichte, welches über und um den Sonnenkörper wallt, wie die dunkeln Wolken um den Erdball. Jene Licht- und Glanzfülle der Sonne, wallet oft näher zusammen; oft scheinen sich die hellstrahlenden Gewölke zu trennen, und man sieht durch sie, wie durch einen zerrissenen Strahlenschleier, auf die dunkle Oberfläche des Sonnenkörpers hinab. Wenn jener prachtvolle Weltball der Sonne, von vernünftigen Wesen bewohnt ist: so wandeln sie im ewigen Licht. Ein Ozean von Glanz erfüllt ihren Himmel, statt wir auf Erden über unserm Haupte die schwebenden Wolken erblicken.

Und gewiß hat der Allmächtige den schönsten Theil seines Weltalls nicht bürgerlos gelassen! Wie? sollten jene Erden, jene Millionen Welten, todt und unbevölkert geblieben seyn? Die Allmacht Gottes hätte sie ins Daseyn gerufen, ohne Absicht

und

und Zweck? Nur unser Erdball, einer der kleinsten aller Weltkörper, ein bloßes Staubkorn im unendlichen Weltgebäude, genösse allein den Vorzug, von vernünftigen Wesen bewohnt zu seyn, die Gott verehren und seine Herrlichkeit anbeten können? Wer möchte dies glauben? Wer könnte es glauben, daß des Schöpfers unerschöpfliche Macht und Güte, die auf Erden auch den kleinsten Grashalm mit Gewürmen und Thieren aller Art bevölkerte, die größten Welten todt und öde ließ? Nein, nein, das Weltgebäude ist nicht ausgestorben! Geister, die Gott verehren können, bewohnen auch die übrigen Welten und Reiche, und verherrlichen seinen Namen. Der Erdball, auf welchem wir leben, und dessen Daseyn gar nicht einmal vermißt werden würde, unter so vielen Millionen Welten, wenn er in Nichts verschwände; dieser Erdball, sage ich, der gleichsam nur ein Sonnenstäubchen im unermeßlichen All des göttlichen Reiches ist, dieser Erdball ist nicht allein ein Wohnplatz vernunftbegabter Geschöpfe! Andere Wesen, wohl vollkommner und edler noch als wir, leben in andern Welten. Auch sie gehören zu der Familie des himmlischen Vaters. O Jesus, göttlicher Lehrer, jetzt erst wird es hell in unserer Seele; jetzt erst geht Deine Offenbarung wie Sonnenlicht in uns auf, die Du uns in den geheimnißreichen Worten gabst: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen! Du deutetest auf die Unendlichkeit, Pracht und Vollkommenheit

des

des großen Weltganzen hin, worin die Majestät des Ewigen herrscht, und worin auch wir, niedrigen, thierischen Lüsten entbunden, nach geistiger Vollkommenheit ringen sollen. Werdet vollkommen, wie Alles im Weltall, jedes nach seiner Art, wie Gott vollkommen ist!

§. 8.

Anbetend sinke ich, ewiges, höchstes Wesen, ich armer Staub, vor dir im Staube hin! Du, dessen Namen, dessen Größe, Millionen Wesen, auf Millionen Welten, mit Andacht feyern; Du, der allbeseligend im unendlichen Ganzen wohnt, und Freude und Entzücken über alle Sterne hinstreut; Du, in dessen Lichte unermeßliche Welten, wie geringe Sonnenstäubchen, spielen, und dessen Schöpfungen keine Schranken kennen; Herr, Herr, vor dessen Majestät alle Geister ehrfurchtsvoll beben, und der Seraph schaudernd das Antlitz verhüllt — Du Höchstes, Du Ewiges, Du Alles! — Du bist mein Vater! — — — Ach, laß mich Dich Vater nennen! In dem Worte liegt mir nun ein nie empfundener Himmel, eine Seligkeit, eine Beruhigung, werth von Engeln genossen zu seyn. — Vater, Vater, der Du bist in den Himmeln, Dein Name wird in tausend und tausend Welten geheiliget, Dein Reich ist auch zu unserm Erdenstern gekommen, und umfaßt beglückend die weite Ewigkeit! Ja, wenn die Nacht mit begeisternder Herrlichkeit emporsteigt, und sie

den

den Schleier von Sonnenstrahlen hinwegzieht am Firmament; wenn wunderbar aus ewigen Fernen, aus den Tiefen des Weltalls, tausend neue Sonnen, neue Erden schimmern, dann hebe sich mein entzückter Blick nie wieder zur stillen Pracht der Gestirne, ohne Deiner Hoheit, Größe und Macht zu gedenken. — Jene Gestirne predigen Deine Majestät herrlicher, als es der Geist eines Sterblichen vermag. Jene Gestirne, die aus dem ewigen All mich anstrahlen, sind heilige Offenbarungen von oben her, sind Propheten der Ewigkeit, die mich anrufen. Sie sind Weissagungen von dem unbekannten Jenseits, welches mich erwartet. — O mein Gott, mein Gott, vielleicht habe ich nun schon, mir unbewußt, den Blick in das Geheimniß der Ewigkeit geworfen. — Vielleicht sah ich schon Strahlen einer Welt, die einst meine Welt wird, in der, verklärt und veredelt, die Geister meiner Geliebten, mit überirdischem Entzücken, wallen; — ach, sie sehnen sich nicht mehr zu dieser Erde zurück! vielleicht erkennen sie dieselbe kaum noch als einen kleinen Punkt unter den Sternen, wissen nicht, daß dieser Punkt einen kurzen Traum lang ihr Wohnort gewesen — wissen nicht, daß noch auf diesem Punkt ein liebendes Herz wohnt, welches sie vergebens ruft!

O zurück, mein Geist, von diesen kühnen Vermuthungen! — Dein Blick schwang sich von Stern zu Stern bis in das Unendliche; dich umschauerten süße Ahnungen der Ewigkeit — geh, verbirg

birg dich in die Einsamkeit, sinke kniend vor dem Thron der Gottheit hin und bete an!

§. 9.

Du hast nun, meine Seele, die Wunder der Unendlichkeit am flammenden Firmamente angestaunt, du hast empfunden, daß selbst der kühnste Flug deiner Einbildungskraft ermattet, wenn er die Gränzen von des Allmächtigen Schöpfungen aufsuchen will, und ein überzeugender Beweis deiner eigenen Schwäche, und der unbegränzten Macht des Ewigen, ward dir dadurch zu Theil — aber erhebe dich, und siehe, wie nicht nur in der Ferne, sondern auch in deiner Nähe, du von nichts als ewigen Wundern umringt bist! Durch die unendlichen Räume des Weltalls schwebt, wie eine Feder, leicht und sicher der Erdball um die ferne, strahlende Sonne, die einen Ozean von Licht und Wärme durch die ganze Unermeßlichkeit ausgießt. Dieser Erdball, die Wohnung von Millionen und Millionen zum Glück erschaffener Wesen, schwebt in des Himmels leeren Räumen, durch unsichtbare Gewalt geführt, und in unabänderlichen Bahnen.

Wir staunen das unbegreifliche Wunder an, und erklären ein Wunder durch neue Wunder, welche wir im Verborgenen ahnen. Und wie diejenige Seite der Erde, welche wir bewohnen, also gegen die Sonne eine Richtung nimmt, daß die Strahlen derselben nur schief über der Oberfläche weggleiten, erstirbt und erkaltet alles darauf. Der

Thau

Thau wird Reif; die Wolken lassen Schnee fallen, statt befruchtenden Regens; die Ströhme werden Eis; die Pflanzen welken; Menschen und Thiere verbergen sich. Bald ist die eine Hälfte der Erdkugel eine unübersehbare Einöde, eine lebloſe Wüste, als hätte der Schöpfer ihrer vergessen; während die Landschaften der andern Erdhälfte im grünen Schmuck des Sommers prangen, wo die Strahlen der Sonne senkrecht niederströhmen und erwärmen. Doch unaufhaltsam rollt der Erdball weiter in seiner Kreisbahn um die flammende Sonne. Bald wendet er seine winterliche Seite wieder dem groſsen Quell der Wärme und des Lichts zu. Allmählig fallen schon die Sonnenstrahlen weniger schief auf diese erstarrte Seite, und die Wärme dringt ein. Die Schneefelder verschwinden, die vom Eispanzer befreiten Ströhme brausen in ihren Ufern fort; ein mattes Grün umschimmert Hügel und Thäler. Der Frühling beginnt für uns, während die Fluren der andern Erdhälfte nun herbstlich erbleichen — die unsrige glänzt in der Fülle des Sommers, unter den beinahe senkrechten Strahlen der Sonne, während die andere von Schnee und Eis beinahe eine lebloſe Wüste geworden.

So wirkt die ewige Himmelsordnung auf den Erdball im Groſsen. So führt der Lauf unsers Weltkörpers um die Sonne den Wechsel der Jahreszeiten herbei. Geschlechter blühen auf und verwelken; aber die Ordnung des Himmels dauert

fort;

fort; immer verjüngt sich die Erde, immer erstirbt sie zum neuen Aufleben. Ach, Tausende gehen über diese wunderbare Erde hin, und achten nicht auf die erhabenen Schöpfungsgesetze, nicht auf des Schöpfers unveränderliche Huld, der, zu ihrer Seligkeit, in unberechenbaren Fernen, unermeßlichen Weltkörpern Lauf und Thätigkeit vorschrieb. Jene Wolken, die, noch vor wenigen Monaten, Schnee über die Fluren ausstreuten, senden jetzt warme Regenschauer nieder, zur Erquickung der Pflanzen und Thiere. Wer ergründet der Wolken seltsames geheimes Spiel? Nebel schweben über den Wiesen und längs den Hügeln in sichtbarer Gestalt; unsichtbare Dünste und Dämpfe, von der Wärme der Erde und ihrer Millionen Geschöpfe entwickelt, steigen leicht in die Luft empor. Und ist die Luft mit diesen Dünsten gesättigt, und sie erkaltet, so entstehen die Wolken.

§. 10.

Wolken und Nebel bestehen aus kleinen Dunstkugeln. Aber wie entstehen diese? Wie können diese Wolken, diese ungeheuern Wassermassen, welche, wenn sie in Tropfen zusammenrinnen, als Regen niederfallen und weite Länder überschwemmen, Bäche zu Ströhmen, Ströhme zu Flüßen anschwellen? — wie können sie so leicht und unbeweglich über unsern Häuptern schweben, sie, die, in Tropfen verwandelt, tausendmal schwerer sind, als die Luft auf der sie schwimmen? Es gibt der winterliche

winterliche Himmel der Erde seinen Schnee, um die zahllosen Gewächse gegen des Frostes tödtende Macht zu beschirmen und zu erwärmen. Es gibt der Frühlingshimmel der Erde seinen warmen Regen, um den Millionen erwachenden Keimen Nahrung zuzuführen. Wunder drängen sich in jeder Stunde an Wunder, und eine Güte des Schöpfers folgt der andern. Und ich, der Zeuge dieser Wunder, dieser Güte, könnte gleichgültiger Zuschauer seyn? Wenn die Allmacht Gottes durch einen Wink den Erdball in seinem Laufe fesseln würde — es wäre genug, die ganze lebende Welt zu vernichten. Der ewige Winter würde sich mit seinen Schrecken über die Welt verbreiten. Kein Frühling brächte wieder Blumen, kein Sommer goldne Saaten, kein Herbst die reichen Erndten. Die schlafenden Gewürme und Thiere schliefen ihren Todesschlaf; die Völker würden verderben, nach andern Weltgegenden flüchten, umkommen. Der Erdball wäre ein unermeßliches Grab seiner Bewohner, und der letzte Mensch, welcher einsam zwischen den Leichen über die Erde gienge, sähe das große Weltgericht in seiner ganzen Furchtbarkeit. Aber Gott lebt; er will Leben wecken, und Leben und Seligkeit blühen durch das ganze Weltall. Unveränderlich geht das große Uhrwerk der Natur fort, wie Gottes Weisheit es von Anbeginn geordnet. Eine Reihe dunkler Kräfte sind das geheime Triebwerk, welches alles in der fortdauernden Regsamkeit erhält. Warum will ich

die Himmel durchdringen, und in dem Kreistanz entfernter Welten die Wunderhand des erhabenen Schöpfers suchen? Sie ist mir überall nahe, und die Geschichte eines kleinen Pflanzenkeims offenbart mir die Weisheit, Ordnung und Wohlthätigkeit der Schöpfung, eben so glänzend, als die Laufbahn der Erde, der Sonne und der Sterne, aus welcher der Wechsel der Jahreszeiten entspringt. Die Anmuth eines heitern Frühlingstages lockt dich hinaus in die freie Flur. Dein Fußtritt geht über ein ganzes Reich mannichfaltiger, dir unbekannter Pflanzen hin, und zertritt zarte Keime, die emporsprossen wollen. Ach, du weißt nicht, welche zarte Sorgfalt die Natur für sie bis dahin getragen. Im Herbste ließ der alte Eichstamm des Waldes seinen Saamen zur Erde fallen. Er diente unzähligen Thieren zur Nahrung. Aber doch einige dieser herben Früchte blieben ungenossen am Boden liegen, zwischen dem welkenden Grase. Nun streute der mütterliche Baum sein dürres Laub, vor Anbruch des Winters, darüber, und deckte die vergessene Eichel schonend gegen die rauhe Jahreszeit. Und über die Laubdecke breitete sich der beschirmende Schnee. So schlief der zärtliche Keim, im langen Winter, wohlverwahrt. Du sorgtest nicht für sie. Lebloſe Wesen nahmen sich ihrer an, nach des Schöpfers wohlthätiger Anordnung. Der Frühling beginnt. Auch die vergessene Eichel fühlt in ihrem Innern die allesbelebende Wärme. Ihr Keim sprengt den Kern.

Es

Es senkt sich eine feine Wurzel in den vom Schnee und Regen erweichten Boden, befruchtet und nahrhaft durch des Mutterstammes verfaultes Laub. Die Wurzel saugt die erste Nahrung aus den Brüsten der allgemeinen Mutter alles Irdischen, der Erde. Dadurch gewinnt der Keim neue Stärkung; er hebt einen schwachen, krautartigen Stengel empor, und faltet die weichen Blätter am Sonnenlicht aus. Auch durch die Blätter saugt dies junge Pflänzchen neue Nahrung durch die Luft. Es erstarkt unter Regen, Wind und Sonnenwärme. Du schreitest vorüber, und achtest dieses geringen Krautes nicht. Aber die gütige Natur sorgt mit ewig reger Mutterliebe für dasselbe, so wie sie für dich sorgt. Siehe, das Kraut wird Baum; wird einst des Waldes Schmuck, des Menschen Reichthum, wenn du schon Staub geworden. Es prangt dereinst in hundertjähriger Schönheit; und deine Urenkel lagern sich vielleicht einst im Schatten dieser ehrwürdigen Eiche, über den Wipfel diesen Frühling noch deine Fußsohle verächtlich hingleitet.

§. 11.

So ist alles mit Liebe und Vorsorge von der göttlichen Schöpferhand geordnet. So steht alles in genauer Verbindung. Nichts ist umsonst. Eines dienet unterstützend in der Schöpfung dem andern. Der Frühlingstag, welcher dich heute anlächelt, sorget schon für die nachfolgenden Jahrhunderte,

hunderte, ſorget ſchon für das Wohlſeyn deiner Kinder, deiner Enkel und Urenkel. So hat dem aufmerkſamen Beobachter der Natur alles Wichtigkeit, alles Bedeutung, wenn er in die wiedererwachende Schöpfung hinaustritt. Der Chriſt ſieht in jeder Blume die Ewigkeit der unergründlich weiſen Weltordnung; ihm deutet jeder Halm hinauf zum Schöpfer; ihm predigt jedes Blatt, die Liebe und Herrlichkeit ſeines Gottes. Und wie viel Millionen lebender Weſen treten mit dieſem Frühling ins Daſeyn! Wer zählt das Heer der Gewürmer, welches über die Erde kreucht? Wer die Schaaren der Vögel, welche in den Lüften ſpielen, und die Wälder mit Geſang erfüllen? Wer die Heere der Fiſche, welche im Bache und im Meere ſchwimmen? Wer die Arten aller Thiere, welche, dem Menſchen freundlich oder feindlich, auf allen Wieſen und Bergen, in den Wäldern und Thälern umherirren? Für alle ſorgte Gottes Liebe und Weisheit. Die Geſchichte jedes dieſer Geſchöpfe, die Geſchichte des kleinſten Wurms, von ſeinem Entſtehen bis zu ſeiner Auflöſung in Erde, iſt eine Geſchichte der wunderbaren Allmacht und Allweisheit Gottes. Ach, es iſt unmöglich, alles und alles, was Gott um uns her erſchuf, zu beobachten, zu durchforſchen; unſer Leben iſt zu kurz, alles von ſeinen Werken zu erkennen, ob es gleich vor unſern Augen liegt. Unendlich und gränzenlos und unbegreiflich, wie das höchſte Weſen in ſich ſelbſt, iſt es auch in ſeinen Werken. Und

auch

auch ich bin unter den zahllosen Wundern der göttlichen Macht selbst ein Wunder, welches sich nicht begreifen kann, und keines der geringsten. Der menschliche Geist schwebt höher, als alles Irdische; er umfaßt das Mannichfaltige, und trägt in sich das Bild der Welt und der Gottheit. Er ist die Krone, die letzte und lieblichste Blume der Schöpfungswerke, zwar fest mit den Wurzeln am Erdball haftend, aber das Haupt durch den Himmel hebend zur Gottheit.

§. 12.

Ich will reden von Deiner herrlichen schönen Pracht und Deinen Wundern! So sang David, der königliche Sänger Gottes. Und wo ist der Christ, welcher nicht gern und freundlich, beim Anschauen der täglich schöner aufblühenden Natur, von dergleichen Empfindungen belebt würde? Wo ist ein Tempel des Höchsten, der festlicher geschmückt wäre zu seiner Verehrung, als der Tempel der Natur, dessen Gewölbe der strahlende Himmel, dessen Teppich die weite, grünende, mit Blüthen überstreute Landschaft ist? Wahrlich, es ist nicht gleichgültig, an welchem Orte man sich befindet, wenn man mit edler Bewegung des Gemüths an Gott denken will. In meiner Hütte, im Gewühl des gemeinen Lebens, zwischen den Wohnungen der Sterblichen, sehe ich nur Menschenwerk; aber draussen erblicke ich, umrauscht und umduftet von der Pflanzenwelt,

Gotteswerke. Je länger ich sie im Ganzen oder einzeln betrachte, desto ausserordentlichere Dinge nehme ich wahr, desto höher steigt meine Ehrfurcht. Wenn wir eine Pflanze zergliedern, oder vermittelst eines Vergrößerungsglases ihre innern Theile genauer betrachten, welche Kunst, welche Zweckmäßigkeit, welche Ordnung, bietet sich da unsern Augen dar! Wir erblicken, wie Fasern sinnvoll und regelmäßig durch Fasern geschlungen und verwebt sind, um dem Ganzen eine zusammenhaltende Festigkeit zu geben; zwischen den Fasern allerley kleine Gefässe und Röhren, die theils Saft enthalten, welcher in ihnen aufgestiegen ist, theils Luft, die, ohne Zweifel, ebenfalls zur Nahrung dient. Einige dieser Röhren sind schraubenförmig gewundene, silberfarbene Bänder, die sich aus einander ziehen lassen, und wenn man sie losläßt, wieder röhrenartig zusammengehen. Doch wer ergründet, wozu diese Gefässe alle so äusserst kunstvoll gebaut sind, wie keines Menschen Hand sie nachbilden könnte? Wer ergründet, wie nun in diesen Gefässen Luft und Wassertheile aufsteigen, und sich so kunstvoll verwandeln können, daß auf dem gleichen Fleck Erdbodens, der Rosenstock den süßen Duft, die Wermuthsstaude ihre Bitterkeit, der Weinstock sein köstliches Getränk, und der Stechapfel sein Gift bereiten könne? Alle umgibt doch die gleiche Luft, und ihre Wurzeln verschlingen sich in der gleichen Erdscholle. Ich kann zwar im Innern eines Stammes die Markröhre sehen; ich

muß

muß zwar glauben, das Mark müsse einer der wichtigsten Bestandtheile seyn; ich sehe, wie sich das Mark in seinen Fasern durch den dicksten Baum bis zur Rinde drängt; wie alle Aeste des Baumes entweder unmittelbar aus dem innern Mark entspringen, oder erst von einem, durch die Rinde hervorgebrochenen, kleinen Markknoten ihren Anfang nehmen — aber wie wenig wissen wir darum noch über den wahren Zweck dieses weißen, zellenförmig, zusammengefügten Wesens? Wir wissen zwar, daß in jedem Baume sich zwischen dem Baste und dem alten Holze, eine neue Holzlage bildet, die das Mark ringförmig umgibt, aber woraus sie entsteht, bleibt uns unbegreiflich. Wir wissen zwar, daß die Blätter als eine zarte Fortsetzung der Rinde anzusehen sind; aber wodurch empfangen sie an jeder Pflanze ihre regelmäßig vorgezeichnete Form, die sie nie ändern, und die sie schon haben, während sie noch in den Knospen zusammengefaltet liegen.

Man sagt, die Gottheit thue in unsern Tagen keine Wunder mehr. Zweifler, bist du hinausgegangen in die Werkstätte des Schöpfers, und konntest du dir die Ereignisse erklären, welche da dein erstauntes Auge sah? Ist es dort nicht seine Hand, die täglich neu schafft; wessen Hand ist es, die das Unbegreifliche bildet?

Die Pflanzen gleichen, in vielen Dingen, den Thieren. Jene Saftschläuche, Gefäße, Fasern, Schraubengänge und Luftröhren, sind wie Eingeweide zu betrachten.

betrachten. Aber die Aehnlichkeit vermehrt sich, indem man bemerkt, daß die Pflanzen auch ein- und ausathmen. Dies geschieht vermittelst der Blätter, auf deren Ober- und Unterflächen kleine Oeffnungen sind, durch welche theils Ausdünstungen fortgehen, theils Luft eingesogen wird. Die Haare, womit die Blätter sehr fein bedeckt sind, halten, wie der Wald den Nebel, auch den dünnsten Thau und Regen auf, und sind vermuthlich, wie die menschlichen Haare, sehr zarte Röhren, welche die nöthigen Nahrungsstoffe aus der Luft einsaugen, und dann, durch die Blätter, dem Stamm mittheilen.

Wie bei den Thieren, findet bei den Pflanzen auch Begattung Statt, ohne welche keine natürliche Selbstvermehrung geschieht. Wir erblicken, im Innern der Blumen, bald Fäden die aufrecht stehen, und an ihren Spitzen gelblichte oder röthlichte Staubbeutel tragen; bald andere Fäden, die keinen Staub geben, sondern an ihrer Spitze eine klebrige Feuchtigkeit haben; bald beiderlei in gleicher Blume beisammen. Jene werden mit Recht männliche, diese weibliche Blüthen genannt, oder wo sich beide in gleicher Blume befinden, vermischte. Zur Zeit der vollsten Blüthe, geht die Befruchtung dadurch vor, daß die Staubkapseln der männlichen Blüthen, ihren zarten Staub durch die Luft fliegen lassen; er bleibt an den klebrigen Fäden hängen, und befruchtet die Blume. Dann fallen die männlichen Blüthen ab, die man gewöhnlich taube

Blüthen

Blüthen nennt, weil sie selbst keine Frucht geben. Aber würde man sie alle, wie die Kätzchen an den Nußbäumen, oder die Blumen an den Gurken, vor ihrem Aufblühen abschneiden: so würden die Fruchtblüthen nichts tragen können. Die Frucht, welche eigentlich den Saamen jeder Pflanze, zur Fortsetzung iher Art, enthält, ist der edelste Theil derselben. Zu ihr tragen alle Theile vom Innern der Pflanze bei, sie zu vollenden. Die Rinde des Stammes liefert die äussere umgebende Hülle; das unter der Stammrinde befindliche grünliche oder gelbliche Zellgewebe erweitert sich durch zuströhmende, eigenthümliche Säfte, und wird zum fleischigten Theil der Frucht. Das Mark des Stammes gibt vermuthlich den ersten Urstoff zu dem im Mittelpunkt liegenden Saamenkorn. Bei manchen Blumen erkennt man in der Befruchtungszeit die Begattung sehr deutlich. Die kleinen Staubfäden legen sich gleichzeitig an den klebrigen, aus der künftigen Frucht aufsteigenden Faden; oder sie krümmen sich, einer nach dem andern, zu demselben nieder, und richten sich sodann wieder auf; oder sie bewegen sich links und rechts, den Staub abzuschütteln.

Viele in der Tiefe des Wassers wachsende Pflanzen stellen ihre Blüthen, während der Befruchtungszeit, über den Wasserspiegel, und ziehen sie, nach vollbrachtem Geschäft, wieder zurück. Von jener Seepflanze, Waliaisner genannt, die im tiefen Grunde des Weltmeers wächst, ist

bekannt,

bekannt, daß sich ihre männliche Blüthe vor dem vollen Aufblühen vom Stamme losreißt, und auf der Oberfläche der Wellen umherschwimmt, wo sie sich erst ganz entfaltet. Dann steigt die weibliche Blüthe, an einem schraubenartig gewundenen Faden hängend, gleichfalls empor, und sinkt, nach geschehener Befruchtung, wieder auf den Boden des Meeres zurück. Doch bei weitem nur von dem allergeringsten Theile der Land- und Wassergewächse, kennen wir ihre geheime Haushaltung. Wie wenig achtet der Sterbliche insgemein auf die Werke seines Schöpfers; wie wichtiger dünken ihn oft die mangelhaften Nachbildungen und künstlerischen Spielereyen von seines Gleichen. Würden wir einen hellen Blick in die Natur des großen Pflanzenreichs, und in das verborgene wunderbare Leben desselben werfen können — o eine fremde, unbekannte Welt würde uns umschlingen; wir würden in jeder Pflanze einen Geist zu erblicken glauben, welcher deren äussere Gestalt wie eine schöne Hülle um sich geworfen hätte, und ihr Empfindung und besonnenes Streben mittheilte.

§. 13.

Wir nehmen auch schon bei geringer Aufmerksamkeit wahr, daß viele Gewächse, gleich den Thieren, bei anbrechender Nacht zu schlafen scheinen. Sie verschließen ihre Blumenkelche; sie legen ihre Blätter zusammen; sie erwachen nicht bis die Sonne wieder hervorsteigt. Aber wie viele unter

den Thieren des Tages ruhen, und erst in der Nacht herumschwärmen, so sind auch andere Pflanzen am Tage unthätig, sie wachen erst mit den Sternen auf, und streuen ihre Wohlgerüche in der stillen Dämmerung aus. Bei manchen läßt sich eine sehr zarte, fast thierische Empfindung nicht abläugnen. Die schamhafte Mimose zieht schüchtern ihre Blätter zusammen, wenn man sie antastet; sie läßt ihre Blätter traurig niederhängen, wenn man sie schlägt oder stark erschüttert. An den meisten Gewächsen aber bemerkt man ihre besondere Liebe zum Lichte. Welch ein wetteiferndes Gedränge der Bäume eines dichten Waldes, Theil zu haben am Sonnenlicht! Wie traurig und kränkelnd stehen die Unterdrückten da, während freudig diejenigen über ihnen rauschen, deren Wipfel vom Glanze des Himmelsgestirns trinken! Wie breiten die in Zimmern und Gewächshäusern gehaltenen Pflanzen ihre Zweige, ihre Blätter nach den Fenstern hin? Es ist mehrmals bemerkt worden, wie die zur Winterszeit in Kellern aufbewahrten Wurzelgewächse, im Frühling weithin Ausläufer treiben, um Licht zu finden. So trieb eine Kartoffel, die im Winkel liegen geblieben war, ihren Ausläufer erst zwanzig Schuh weit auf dem Boden hin, gegen die Thüre, dann rankte sie an der Wand in die Höhe, und in gerader Richtung zum Lichtloch des Gewölbes. Wer kann, bei solchen seltsamen Aeusserungen des Pflanzensinnes, gleichgültiger Zuschauer bleiben?

Wie unter den meisten Thieren, herrscht sichtbar auch unter den Pflanzen eine Art Geselligkeit. Sie wohnen, wo sie frei für sich leben, ganz familienweise beisammen. Da scheinen sie dann kräftiger zu gedeihen, als wenn man sie vereinzelt; ihr Wuchs ist, besonders an Bäumen, schlanker, ihre Oberfläche glänzender. Hingegen einzeln und frei stehende Pflanzen sind zusammengedrängter, struppichter, rauher, auf Berghöhen behaarter. So wird auch der Mensch durch Geselligkeit heiterer, in seinem Aeussern gefälliger, während Einsamkeit ihn in sich gekehrter, rauher und wilder macht. Wie es unter den Thieren solche gibt, die sich nur vom Untergang und Blut der andern ernähren, finden wir unter den Gewächsen auch mancherley Raubpflanzen, die im Nahrungssaft oder Blut der Uebrigen schwelgen. Sie hängen sich ihnen an, und sind überall mit Saugröhren bewaffnet; diese dringen mit solchen in sie ein, und zehren ihre Kraft aus. So wie in den Einöden unsers Welttheils Amerika, die schrecklichsten Raubthiere einherwandeln, wuchern in unsern Wäldern auch die gewaltigsten Schmarotzerpflanzen. Die Lianen, mit Arms- und Schenkel-Dicke, umspinnen die Bäume, saugend in allen Richtungen; ja von Baum zu Baum, in einer Länge von mehrmals hundert Schuh fortschleichend, schnüren sie, wie starke Seile, ganze Waldungen zusammen, und machen sie so undurchdringlich, daß mit der Axt oft bei hundert Bäume von ihren Wurzeln getrennt

trennt werden, und dennoch in einem Verbande mit den andern ſtehen bleiben. In unſern Gärten hängt die Miſtel ihre ausſaugenden Wurzeln zwiſchen die Rinde der Obſtbäume und entkräftet ſie; eben ſo das Frauenflachs die kleinern Pflanzen, welches wie ein ſtarker Bindfaden alle umwickelt. Es wächſt zwar auch aus dem Saamen der Erde auf; ſobald es aber eine Pflanze erreicht hat, zieht es ſeine Wurzel aus dem Boden, und wenn es eine Pflanze getödtet hat, geht es mit ſeinen Spitzen zur andern über, und ſaugt ſie ebenfalls aus. Doch bei allen dieſen merkwürdigen Eigenheiten der Pflanzennaturen, iſt ihr ganzes Weſen nur ein ſchwaches Schattenſpiel der thieriſchen Welt. Sie ſind ohne Bewußtſeyn, wenn gleich nicht ohne Empfindung; ſie ſind ohne Willen, wenn gleich nicht ohne Triebe, die einem Willen ähnlich zu ſeyn ſcheinen. Unerklärlich wunderbar iſt der Bau ihres Innern, unerklärlich wunderbar ihr Wachsthum und ihr Vermehren, ihr Verarbeiten der Säfte und ihr regelmäßiges Streben. Allein alles dies, und bei weitem mehr, entdecken wir auch in den thieriſchen Körpern, welche, viel mannichfaltiger zuſammengeſetzt, viel ſinnvoller eingerichtet ſind. Die Seele oder Lebenskraft der Pflanzen finden wir auch vollkommen in den Thieren und Menſchen wieder. Die Körper derſelben nähren ſich, wachſen und pflanzen ſich fort, ohne eigenen Willen. Der Säugling wie der weiſeſte Mann wiſſen nicht um das Geheimniß, wie die genoſſene Nahrung ſich

in Nerven, Blut, Knochen, Sehnen, Haar, u. s. w. verwandeln könne? Sie nehmen an Größe und Kraft zu, ohne daß ihr Wille etwas dabei vermag. Die äussern und innern Theile des Leibes verrichten ihre Geschäfte fort, der Mensch wache oder schlafe. Sein Herz treibt das Blut mit ausserordentlicher Macht durch die Adern, seine Lungen den Athem, ohne daß er daran denkt. Ja, selbst wenn der Geist im Tode schon vom Körper geschieden ist, dauert demungeachtet oft noch ein Theil des Pflanzenlebens in diesem fort. Man hat mehrere Leichname gesehen, denen, nach voller Verwesung der edlern Theile, noch Nägel und Haare gewachsen waren, bis zu unförmlicher Verlängerung. Also hat auch das Thier diejenige Seele oder wunderbare Lebenskraft, welche in den Pflanzen unser Erstaunen erregt. Sie besteht im Thiere wie im Menschen, unabhängig für sich. Aber ein höheres, unendlich wundervolles Vermögen wohnt im Thiere, wovon keine Pflanze hat. Das Thier hat Empfindungen der Lust und Unlust, oder ist sich derselben bewußt. Es hat jene Pflanzentriebe nach Wachsthum und nach Vermehrung seiner Art, aber verknüpft damit seinen eigenen Willen. Es hat die Kraft, sich zu bewegen von einer Stelle zur andern, und zwar nach Lust und Willkühr. Es kann Fertigkeiten erlernen, Gewohnheiten annehmen, die nicht in der Natur einer Pflanze liegen. Es kann Stolz, es kann Liebe, es kann Ruhmsucht, es kann Zorn, es kann Furcht, Demuth

muth und Gehorsam äussern; es erinnert sich des Vergangenen, es kann sich auf eine bevorstehende Annehmlichkeit freuen. Die Seele des Thiers ist also weit erhabener, als die mit ihr in gleichem Körper vergesellschaftete Pflanzenseele. Keine Blume kennt die Willkühr, kennt Liebe und Haß, kennt die Macht der Selbstbewegung.

Der Mensch, auf höherer Stufe als alle andere sichtbare Wesen, verbindet in sich die Pflanzen- und Lebenskraft mit der Thierseele — aber noch eine dritte Kraft schwebt in diesem, allen unabhängig und über alles — es ist der denkende Geist, welcher das Gute und Böse unterscheidet, sich nach eigenen, selbst erkannten Gesetzen richten, die Erscheinungen der Schöpfung durchdringen, und Gott, den höchsten Geist, denken kann. Hier ist der Gipfel des Menschenthums! Hier rührt der Sterbliche an erhabnere Wesen, die, ohne Zweifel, so weit über ihm stehen, wie der Mensch über dem Thiere, wie das Thier über der Pflanze, wie die Pflanze über dem todten Stein.

§. 14.

Unter die prachtvollsten Schauspiele, die wir am gestirnten Himmel erblicken, gehören auch jene fremde Sterne, die, unter dem Namen Kometen, oft mit wunderbarer Herrlichkeit, über die Welt hinstrahlen. Mit Erstaunen, Entzücken und Grauen sehen die Bewohner des Erdballs zu dem unbekannten, nie gesehenen Lichte, welches aus unbe-

rechenbaren

rechenbaren Fernen des endlosen Weltalls daher fliegt, und wieder dahin verschwindet. In stillen Abendstunden, wenn die Nacht alles verschleiert, und über uns die Herrlichkeit des ewigen Sternenreichs schimmert, erhebt sich oft des Weisen Auge, wenn solch ein fremdes Gestirn sich unserm Anblick darbietet, und seine Seele fragt leise: Aus welcher Gegend der unendlichen Schöpfung, o Komet, schwammst du durch alle Himmel nieder zu uns? O, wie erhabenere Geister, als uns, mag, auf Weltenkörpern, die wir nie, auch nicht einmal als matte Sterne, kennen, dein Licht begrüßt haben! Wohin eilst du nun wieder, großes, das unermeßliche Weltall durchschiffendes Gestirn? Wenn dich denkende Wesen bewohnen, mit welchem Entzücken mögen sie die Offenbarungen Gottes, auf der wunderbaren Reise durch die mit Sternen und Flammen besäeten Himmelsfluren, anstaunen! O, wie unendlich größer erscheint und verkündet sich ihnen die Allmacht des Schöpfers! So denkt er, und seine Seele sinkt voller Andacht und Demuth nieder in den Staub, und betet die Majestät des Unbegreiflichen an. Wenn ich den Himmel ansehe, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du, o mein Gott, bereitet hast: was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest? Und das Menschenkind, daß Du dich seiner annimmst? Ps. 8, 4. 5.

Aber mit Trauern hört er dann oft die Urtheile und Besorgniße, wegen der Erscheinung eines Kometen. Viele blicken hinauf, ohne mehr dabei zu empfinden,

empfinden, als ein dumpfes gedankenloſes Staunen, wie ſie bei jeder ungewohnten Erſcheinung zu empfinden pflegen. Kaum wird ihre träge Natur ſo neugierig, über die Natur und Einrichtung der himmliſchen Ordnungen weiter nachzuforſchen. Mit Leichtſinn oder ſtumpfer Gleichgültigkeit gehen ſie vorüber, wie das Thier an der prachtvollſten Blüthe des Feldes. Das ganze flammende Weltgeſtirn dort oben iſt nicht fähig, einen erhabenen Gedanken in ihrem Geiſt anzuzünden, oder ihre Seele näher zur Betrachtung und Verehrung Gottes zu ziehen. Umſonſt entfaltet ihnen der Schöpfer eines der neuen Wunder ſeiner Schöpfung; ſie gehen dahin; ihr Blick haftet lieber am Staub der Erde, an Kleinigkeiten ihrer Ergötzungen. Sie ſind es, von denen die heilige Schrift ſagt: "Sie haben Augen und ſehen nicht, ſie haben Ohren und hören nicht." Dies iſt der betrübende Beweis, wie wenig doch viele Menſchen angewöhnt ſind, bei dem, was ſie wahrnehmen, zu denken; wie gering ihnen auch das Wichtigſte iſt, wenn es nicht zur Pflege ihres Leibes, zum Kitzel ihres Gaumens, zur Unterhaltung ihrer leidenſchaftlichen Spielereyen gehört. Was wollen ſie von der Gottheit, da ſie nicht darauf achten wollen, wenn ſie zu ihnen ſpricht? Welche Offenbarungen fordern ſie, wenn ſie unbekümmert an den herrlichſten vorübergehen, und das Weltall, und die Unendlichkeit, und die Allmacht ihnen zur Nebenſache wird, bei ihrem Broderwerb für den Augenblick,

bei ihren Spieltischen und Trinkgelagen, bei ihren Lustbarkeiten und Gastmählern? Wohl eilen sie hinein in die engen, dumpfen Mauern ihrer von Menschenhänden gebauten Kirchen, und glauben da mit Gebeten ihrem Gott ein Genüge zu thun — aber in der großen Kirche der Schöpfung, deren Teppich der weite, blühende Erdball, deren Altäre die Gebirge, deren Höhen das Firmament, voll flammender Welten, sind, erhebt nichts ihr Gemüth.

Dies ist die Folge der mangelhaften Erziehung in unsern Kindern. Diese Beklagenswürdigen werden mit vieler Kunst zu sinnreichen Thieren gebildet, welche sich, mit der Zeit, durch allerley erlernte Uebungen ihre Nahrung verschaffen können; sie werden zu friedfertigen Einwohnern eines engen, kleinen Schutthügels, Stadt oder Dorf geheißen, erzogen, aber nicht als Geister, zu Genossen des großen Reichs der Geister, dem sie ursprünglich angehören; nicht als Bürger und Einsaßen des großen Weltalls, in welchem sie Glieder sind; nicht als Söhne und Töchter des Ewigen, der in seiner Majestät sie umschwebt, und der der Vater unser Aller ist. Daher der trübe Quell so vieler Gemeinheit, Schlechtigkeit und Selbstsucht der Gemüther! Daher die Quelle so vielen Uebels im menschlichen Leben, worüber man sich beklagt, oft frech genug die göttliche Welteinrichtung selbst anklagt, inzwischen Niemand, als der zum Schlamm und Staub des kurzen Erdenlebens niedergedrückte

Mensch

Menſch ſelbſt daran ſchuldig iſt. Daher das Unvermögen des früh verdorbenen, verwahrloſeten Geiſtes ſo vieler Tauſenden, ſich über ſich ſelbſt und das Irdiſche zu erheben, und in den ewigen Gütern, in Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit und Selbſtbildung das höchſte Gut zu ſuchen!

Nicht minder Zeuge von der Verwahrloſung und Unwiſſenheit der Menſchen, ſelbſt in Ländern, welche ſich weiſer Anſtalten und Regenten rühmen wollen, iſt die noch immer bei den Kometen-Erſcheinungen herrſchende Furcht und Beſorgniß. Zwar iſt dies Vorurtheil nicht mehr in ſolchem Maaße herrſchend unter den Völkern, wie vor hundert und mehr Jahren, aber dennoch, beſonders unter der ärmern Volksklaſſe, immer noch ausgebreitet genug. Der Aberglaube dieſer Unwiſſenden ängſtigt ſich mit eben ſo ſchrecklichen als thörichten Weiſſagungen. Er ſieht in dem glanzreichen Geſtirne, welches zur Verherrlichung des Schöpfers durch unſern Geſichtskreis ſchwebt, nicht die Güte und Größe des Alliebenden, des Allweiſen, zu dem uns Jeſus, wie zu einem Vater, beten lehrte, ſondern eine Zornruthe der Unbarmherzigkeit, eine Drohung des Furchtbaren, eine Ankündigung entſetzlicher Strafgerichte über Schuldige und Unſchuldige. Man darf die Furcht dieſer Unwiſſenden nicht verſpotten — nur beklagen. Sie kennen ihren Gott, ihren Vater nicht! Ach, ſie kennen den nicht, der ſich auch ihnen als den Liebevollen offenbart, und deuten das auf kindiſch böſe Art, was er, als Re-

gent

gent des Weltalls zum Heil deſſelben thut. Aber dieſe Tauſende ſind unſchuldig an ihrem unheiligen, der Lehre Jeſu widerſtrebendem Irrthum. Ihre eigenen Lehrer, ihre Seelſorger und Schriftgelehrten ſind ſchuldig, weil ſie, aus übelverſtandenem Eifer, wohl gar in der Unwahrheit und Furcht beſtärken, oder mit frevelhaftem Leichtſinn ſie keines Beſſern belehren, ihnen keine würdigere Vorſtellungen von Gott geben wollen. Ihre Obrigkeiten ſind ſchuldig, welche wohl gar die Abergläubigen und Unwiſſenden zu Gegenſtänden ihres Witzes machen, ſich über deren unnütze Angſt beluſtigen, aber keineswegs ihrer Pflicht eingedenk ſind, durch beſſere Einrichtung des öffentlichen Unterrichts und der Schulen, die Wahrheit zu befördern und das Reich derſelben, welches das Reich Gottes iſt, zu verbreiten. Sie ſind ſchuldig, und vor dem Richter aller Thaten verantwortlich, welche aus ſchnödem Eigennutz, aus Dünkel und Stolz, beſſergeboren zu ſeyn, die Mitmenſchen, von ſogenannter geringer Herkunft, gern und gefliſſentlich im angeſtammten Irrthum und im Finſtern verbleiben laſſen wollen. Welche Herkunft iſt denn vor Gott edler oder unedler? Stammen nicht alle unſere Geiſter von dem heiligen Urgeiſt? Welches Recht haben wir, den Beruf, welchen Gott allen Geiſtern gab, ändern und beſſern zu wollen? Welches Recht, die wir uns Chriſten nennen, das Werk und den Zweck Jeſu Chriſti, des Weltheilandes, in unſern Brüdern zu zerſtören, der da in die Welt kam, die

Herrſchaft

Herrſchaft der Finſterniß zu enden, und durch das Licht ſeines Wortes, durch würdigere Darſtellung und Erkenntniß des Allerhöchſten unſer aller Verſtand zu erleuchten, unſer aller Gemüth zu veredlen, uns alle zu Gott ſeinem Vater zu führen? Schauderhaft mögen die Verbrechen ſeyn, die von Frevlern am Eigenthum, an der Geſundheit der Menſchen ausgeübt werden; am ſchauderhafteſten aber ſind die Verbrechen, welche ungeſtraft an dem Adel und Leben des menſchlichen Geiſtes begangen werden. Fürchtet euch nicht vor denen die den Leib tödten!

§. 15.

Doch hinweg den Blick von dieſem Gewühl niedriger Abſichten, Leidenſchaften und trauriger Irrthümer. Auch jenen Verwahrloſeten wird Hülfe werden, und denen, die im Finſtern wandeln, wird ein Tag beſſerer Erleuchtung anbrechen. Sehen wir nicht, wie durch Gottes Fügung, täglich weiſe, verdienſtvolle Männer aufſtehen, welche ſich jener Verlaſſenen freudig annehmen? Wie Gott das Herz edler Regierungen und Obrigkeiten lenkt, daß ſie ſchönere Anſtalten gründen, um die verſäumten Geiſteskräfte ihres Volkes auszubilden, die Nacht des Aberglaubens zu brechen, und die ſeelentödtenden Vorurtheile auszurotten? Erhebe du dich aber, o mein Geiſt, auf den Flügeln ſtiller Andacht, zur Bewunderung und Anbetung deines Gottes, deſſen Macht und Liebe auch die

flammende

flammende Irrsterne predigen, die aus unendlichen Fernen kommen, und in unendliche Fernen zurück eilen.

Alle Sonnen des Himmels haben ihre feste, von Ewigkeit her, durch den Wink der Allmacht, wohlgeordnete Bahn. Um jeden der festen Sterne oder Sonnen am Firmament bewegen sich, wie der Mond um die Erde, andere ungeheure Welten, Planeten genannt, die von ihren Sonnen Licht und Wärme empfangen. Ein solcher Wandelstern ist auch die Erdenwelt, auf der wir jetzt für den kurzen Zeitraum einiger Jahre oder Jahrzehende wohnen müßen. Unser Geist ward mit der Asche dieses Wandelsterns bekleidet; aber einst fällt die Asche aufgelöst zu ihrem Ursprung zurück; der göttliche Funke, die Seele, schwingt sich neuen Verbindungen, neuen Welten entgegen! Und um die Erde wälzet sich, von der Sonne angeleuchtet, ihre treue Gefährtin, die Mondenwelt; andere Monde rollen, unsern bloßen Augen unsichtbar, doch durch Fernröhre kenntlich, um andere Sterne, die da Erden sind, wie der Weltball auf dem wir athmen.

Welche Unendlichkeit von Macht und Herrlichkeit! welch eine Tiefe des Reichthums! Wie klein wird in solchem Unermeßlichen das Staubkorn welches wir bewohnen! Wie nichtig klein das Wenige, was wir hienieden unsern Reichthum, unsere Habe nennen!

Und wie alle Sonnen, Erden und Monde des göttlichen Weltalls, haben auch die Kometen ihre

von

von Ewigkeit her angeordneten Bahnen. Aber ihr Lauf scheint sich durch fast endlose Räume, und um mehrere Sonnen zu schwingen. Wohl reichte das menschliche Leben endlich hin, die Umlaufszeiten der Erden und Monde zu berechnen, welche ihre Beleuchtung von unserer Sonne genießen; allein die Umlaufszeiten der Kometen weiß noch Niemand mit Gewißheit, denn dazu sind tausendjährige Beobachtungen vonnöthen, auch ist ihre Zahl sehr groß, und man hat ihrer schon gegen hundert bemerkt und aufgezeichnet, die sich unserer Erde näherten. Zuweilen prangten ihrer zwei zu gleicher Zeit am Firmament; zuweilen verfloß ein halbes Jahrhundert, da kaum einer gesehen wurde; zuweilen glänzten sie nur wenige Tage, zuweilen durch die Hälfte des Jahres. Nur erst einen einzigen Kometen haben die Sternkundigen so anhaltend beobachtet, daß sie, mit ziemlicher Gewißheit, seine Wiederkunft anzeigen können. Er schien seinen Umlauf durch die Himmel in einem Zeitraum von ungefähr sechs und siebenzig Jahren zu machen.

Diese Irrsterne sind uns, ihrer Natur nach, sehr unbekannt; doch scheinen auch sie ihr Licht von andern Sonnen zu erborgen. Man sah, im Jahr 1744, einen Kometen, der nur zur Hälfte erleuchtet ward, wie der Mond in seinen Vierteln; andere, die viel hellglänzender wurden, wenn sie aus der Nähe der Sonne zurückkamen, und sich wieder von ihr entfernten. Auch in Rücksicht ihrer Größe findet unter diesen Gestirnen eine eben so

große

große Mannichfaltigkeit Statt, wie in allen Werken des Schöpfers. Einige sind so klein, daß obwohl sie unserer Erde ziemlich nahe stehen, dennoch mit bloßen Augen kaum, oft gar nicht, gesehen werden können. Andere hingegen schimmern in der Pracht eines Mondes. Einige sind von einem glänzenden Dunst kreisförmig, wie von einem Wäldchen, umschwebt; andere strecken einen flammenden Schweif über die Hälfte des ganzen Himmelsgewölbes aus. Derjenige Irrstern, welcher im Jahr 1811, einige Monate lang die Pracht unsers nächtlichen Himmels gewesen, war noch über zwei und dreißig Millionen Meilen von unserer Erde, also weiter als die Sonne entfernt, und dennoch etwa nur so groß, als der Mond. Aber die Länge seines blendenden Schweifes betrug, durch den Raum des Himmels, ungefähr eine Strecke von acht hundert tausend Meilen, das heißt: vier bis fünf hundert Welten, so groß als unsere Erdenwelt, auf der wir leben, hätten Raum genug gehabt, in diesem glänzenden Kometenstrahl neben einander zu schweben, ohne sich zu berühren.

Zittern und Erstaunen ergreift das Gemüth des Menschen, wenn, durch solche Vorstellung, der Gedanke an die Größe des Weltgebäudes in ihm lebhafter wird. Wie einen geringen Theil des Himmelsgewölbes, nahm doch jener glänzende Schweif des Irrsterns ein, in welchem unsere Erde also nur ein sehr kleiner unbemerkbarer Punkt seyn würde. Und welche unmerkbare Punkte sind wir

nun

nun selbst wieder auf der Erde — und was sind wir im majestätischen Weltgebäude? O Gott! o Gott! was ist denn der Mensch, daß Du seiner gedenkest? und das Menschenkind, daß Du Dich seiner annimmst?

Woraus der wunderbare Lichtschweif der Kometen bestehen möge, ist uns unerforschlich. Aber dünner ist er, als die dünnste Erdenluft; denn er blieb, ungeachtet seiner ausserordentlichen Größe, durchsichtig und klar, daß man entfernte Sterne darin hervorschimmern sah. Vielleicht ist er ein Theil jenes wunderbaren, im ganzen Weltall verbreiteten Lichtstoffs gebildet, der die Sonne wie ein glänzendes Gewölk umschwimmt, oder über den nie besuchten Aussenenden des Erdballs, Pole genannt, zuweilen, unter dem Namen Nordlicht, funkelt. Die Kometen sind und waren nie eine Zornruthe Gottes. Der Alliebende zürnt seinen Welten nicht, die er aus dem Nichts hervorrief zur Beseligung. Er zürnet seinen Welten nicht, denn im Allerheiligsten findet die Leidenschaft unedler, menschlicher Herzen nicht Statt; und selbst wo die heilige Schrift eines göttlichen Zorns gedenket, gebraucht sie dies Bild nur für Völker, die noch in unwissender Kindlichkeit lebten, und sich das erhabenste Wesen unter einem menschlichen Bilde vorzustellen gewohnt waren. Die höchste Liebe zürnet nicht — der Mensch ists, der sich selber zürnt. Die allerhöchste Liebe rächet nicht, des Menschen

Sünde iſts, die ſich an ihm ſelbſt rächet, damit er ſie verachten und dem Vollkommenen nachſtreben lerne. Die Leiden, welche wir uns durch Vergehungen und Thorheiten zuziehen, ſind das Feuer, welches verwundet, aber auch von allem Unedlen läutert und reinigt.

Vielleicht iſt es die Beſtimmung jener weit reiſenden Irrſterne, den alles belebenden Lichtſtoff und manche andere unbekannte, wohlthätige Kräfte im Weltgebäude zu vertheilen oder zu erwecken, weit von der Sonne entfernten Erden neue Lichtmacht zuzuführen. Vielleicht war ſelbſt die Fruchtbarkeit, die anhaltende Wärme, der beſtändig heitre Himmel des 1811ten Jahres eine Wirkung jenes entfernten Sterns, ein Tropfen ſeiner Kraft, der zu unſerer Erde niederſank.

§. 16.

So erblicken wir denn überall, eine geheime und wechſelſeitige Verbindung aller Theile des großen Weltganzen unter einander; und eine Fülle lebendiger Kräfte, durch das ewige Weltenreich ausgegoſſen, macht uns dieſe Verbindung kund. Da iſt unaufhörliches Regen und Bewegen. Wie Odem und Blut in Menſchen und Thieren, ſo der Saft in Eichen, Palmen und niedrigen Mooſen; ſo das Ströhmen der Quellen und Bäche von den Berggipfeln zu Flüßen und Meeren; ſo von Meeren und Seen, durch unterirdiſche Gänge, wieder

hinauf

hinauf gedrückt zu den Gipfeln der Berge; so verdampfende Weltmeere, die sich in Wolken des Himmels verwandeln, von wo sie tröpfelnd als Regen zu den Ländern der Menschen fruchtbar zurückkehren. So alles eine ewige Verbindung! Und wie auf Erden, so in den Räumen des Himmels. In weitem Ringe fliegt der Mond um unsern Erdball, unsere Nächte zu beleuchten, und für seine Nächte Licht zu empfangen von dem Erdball. Die Erde fliegt, in Verbindung anderer Weltkörper, um die Sonne. Auch die Sonne steht nicht still, sie fliegt, vielleicht mit andern Sonnen, die wieder von andern Erden begleitet werden, um eine größere Sonne, die wir vielleicht unter den tausenden von Sternen zwar sehen, aber doch nicht mit Sicherheit dafür erkennen mögen. Und diese Mittelsonne aller sich um sie bewegenden Sonnen, fliegt wieder in unendlich größerm Ringe, mit ihrem ganzen strahlenden Weltenheer, um ein noch entlegneres Urlicht, von dem unser aufs schärfste bewaffnetes Auge nur keine Spur entdecken mag — alles weiter und weiter im ewigen Kreislauf.

Schwindel und Schauder, Entzücken und Entsetzen, überwältigt den Menschen, wenn er sich in dieser Unendlichkeit der Schöpfungen wie vernichtet fühlt. Aber welch ein erhabener Stolz erhebt seine Seele, wenn er bedenkt, welch hoher Vorrang ihm ward, als Glied im All der Unendlichkeit. Ich dein Kind, o Gott, dein Auserwähl-

ter

ter unter den unzählbaren Wesen, die aus Deiner schöpfrischen Macht hervorgiengen! mein Geist eine Blume, die sich erst in Ewigkeit zur Vollendung entfalten kann! Nur ihn machst Du zur Ausnahme in dem unübersehbaren Gebiet der erschaffenen Dinge. Er soll heilig seyn, von allen Unvollkommenheiten frei, denn Du, Herr und Vater der Unendlichkeit, bist heilig!

Cap. V.

Der Zweck seines Daseyns.

§. 1.

Schwachheit und Elend sind das Gepräge des neugebornen Kindes. So tritt der Mensch in die Gesellschaft seines Geschlechts, ohne Bewußtseyn seiner Selbst, ohne Kenntniß von irgend etwas. Von den drei Leben: Pflanzen- Thier- und Geistleben, die der Mensch lebt, entwickelt sich zuerst das Pflanzenleben. Ohne Wissen und Willen wird ihm sein Daseyn gegeben, und Pflanzenartig ist der Wachsthum seines Körpers, vor und nach seiner Geburt. Zunächst dem Pflanzenleben des Kindes, welches in den frühern Jahren desselben noch ganz vorherrschend ist, entwickelt sich das Thierleben. Gleich dem Thiere begehrt und verabscheut, liebt und haßt das Kind gewisse Dinge, ohne die Ursache zu wissen warum? Und gleich dem Thiere, wird es nur von seiner sinnlichen Natur geleitet — doch schimmern schon oft schwache Strahlen der Vernunft, durch diesen harmlosen Zustand des Kindes durch. Die Entwickelung des geistigen Lebens des Menschen, fängt zuletzt an; und äußert sich durch eine Neugierde des Kindes, in aller-

 hand

hand Fragen, die oft den Vernünftigsten in Erstaunen setzt. So lange das Pflanzen- und Thierleben im Menschen vorherrschend, und das Geistige noch nicht in ihm erwacht ist, sind alle seine Handlungen für ihn von gleichem Werth.

Sobald aber die erwachende Vernunft den Unterschied zwischen Gutem und Bösen erkannt hat, handelt er gut oder böse, und auch erst alsdann kann sich der Mensch die wichtige Frage aufwerfen: Warum bin ich hier? Was ist der Zweck meines Daseyns? Was meine Bestimmung? Viele, besonders diejenigen welche ihr Auge mehr auf das Sichtbare, als auf das Unsichtbare gerichtet haben, fürchten sich vor der gehörigen Beantwortung dieser Frage. Ist meine Bestimmung Glückseligkeit und Wohlseyn, verbunden mit den Gefühlen der Tugend? fragen Viele. Aber wie wenige Menschen genießen Glückseligkeit, da jede Stunde des Lebens abwechselnd Freude und Leid bringt; da wir bald bei den Schmerzen anderer trauern, bald unter Krankheit seufzen, bald unsre theuersten Wünsche verfehlt sehen? Oder wie kann die Tugend und ihr belohntes Gefühl, unsere Bestimmung seyn, da wir jeden Tag, wie Petrus, mit den edelsten Vorsätzen uns erheben, und zuletzt nur mit einer Klage über unsere Schwäche enden? Was ist die Bestimmung, derentwillen mich die Gottheit aus dem Nichts hervorgerufen hat? Bin ich nur für ein augenblickliches Spiel, für ein

flüchtiges

flüchtiges Daseyn zwischen Wiege und Sarg, zu unbekannten Zwecken, oder zum Besten anderer, mir unbekannter Wesen geboren, daß sie sich an meinem Lächeln und an meinen Thränen ergötzen? Soll ich hinsinken und vergehen im Alter auf immer, wie die Blume des Gartens, wie die Eiche des Waldes, wie die Eintagsfliege, wie der Löwe in den Wüsten? Aber wie könnte ich diese Vorstellung paaren mit der Vorstellung von den unendlichen Vollkommenheiten Gottes? Warum trug ich in mir das lebendige Gefühl, daß ich ein eigner Zweck sey, wodurch ich immerdar gleichsam ein eigner für mich selbst bestehender Mittelpunkt des Weltganzen werde, das ich um mich her sehe? Warum erkenne ich vor mir hohe Ziele, die ich in einem so kurzen Daseyn unmöglich erreichen kann, und warum finde ich in mir geistige Eigenschaften, die ich in einem so kurzen Daseyn weder alle anwenden noch entwickeln kann, während andere Geschöpfe nicht mehr Eigenschaften haben, als ihnen zur Fristung ihres irdischen Daseyns, zur Herbeischaffung der Nahrung, zur Entfernung der Schmerzen und Lebensgefahren vonnöthen sind?

So zeigt uns schon die bloße Vernunft auf Widersprüche hin, welche nothwendig entstehen, wenn wir unsere Bestimmung nur im engbegränzten Spielraum dieses Lebens ausfindig machen mögten. Aber wir wissen, der Mensch ist Geist, der Leib ist Staub, und nur Kleid und Hülfsmit-

mittel des Geiſtes im Irdiſchen, zum Genuß des Irdiſchen. Der Leib oder das Thieriſche, mit dem wir umhüllt ſind, verwandelt ſich mit den Jahren; der Geiſt wird reicher an Erkenntniß, und fühlt, er bleibe derſelbe und ſey noch derſelbe, der er beim erſten Anfang ſeines Bewußtſeyns geweſen. Der Leib hängt ſchwerfällig zur Erde, von der er ſtammt; der Geiſt findet nie Ruhe im Irdiſchen, und begnügt ſich nie mit dem Ziel, was er hatte, ſondern ſtrebt von einem erfüllten Wunſch im Leben, unerſättlich nach Erfüllung eines zweiten, dritten, und ſo hinaus in die Unendlichkeit.

§. 2.

Der Geiſt iſt alſo der weſentliche bleibende Theil des Menſchen, nicht der Leib; das Unſichtbare, Ewige, iſt ſein Leben, nicht das Sichtbare, Vergängliche; vom Göttlichen iſt ſein Herſtammen, nicht vom Irdiſchen. Zum Göttlichen geht einſt das Geiſtiggöttliche im Menſchen; zum Grabe in der Erde, das Irdiſche vom Menſchen zurück. Denn, ſo ſpricht das göttliche Wort: unſere Trübſal, die zeitlich und leicht iſt, ſchaffet eine ewige und über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit; uns, die wir nicht ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare. Denn was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich; was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig.

ewig. 2 Corinth. 4, 17. 18. Ist nun der Geist das Hauptwesen, so ist, wenn ich von Bestimmung des Menschen rede, auch nur von dem Zweck die Rede, für welchen er erschaffen ist; vom Leibe kann nicht die Rede seyn. Er ist nur eine untergeordnete Kraft zum Behuf des Geistigen. Ist aber die Frage nach der Bestimmung des Geistes: so ist die Frage nach seinem Berufe in einer unaufhörlichen Fortdauer. Wie mag ich aber wissen, zu welchem Ziel ihn die Gottheit jenseits irdischer Todesstunden ruft? — dahin reicht mein Blick nicht. Und doch klingen in mir wundersam einträchtig die Stimmen der Natur, der Vernunft und Offenbarung zusammen, über das was ich werden, was ich hoffen soll. Was soll das Moos am Felsen, was die Eiche am Gebirge, was der Adler in der Luft seyn und werden? Nichts anders, als was sie nach den ihnen vom Schöpfer ertheilten eigenthümlichen Kräften seyn und werden können: Moos, Eiche, Adler! So soll der Geist, der Gott denkt, werden, was er in den unendlichen Zeiträumen seiner Fortdauer, nach seinen ihm verliehenen Kräften, werden kann, ein Wesen, das in unendlicher Selbstvervollkommnerung sich der Gottheit naht; eine Kraft, die höher, als tausend unter ihr schwebende, lebende und wirkende Kräfte, von ihnen unabhängig lebet und wirket, und sie durchschaut und beherrscht; eine Erkenntniß, in welcher sich die Hoheit Gottes und die Herrlichkeit

des

des Alls immer beseligender und gränzenloser offenbart. Und das ist die ewige, die über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit, die unsrer harret, unsrer, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Das ist der geheime Andrang in uns selbst; das das Gebot des verherrlichten Aufgestandenen, worin er uns die wahre Bestimmung des Menschen enthüllt: Ihr sollt vollkommen seyn, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Matth. 5, 48.

Ein Gottähnlichwerden, eine Vergöttlichung des Geistes im unendlichen Fortschreiten, ist des Menschen Bestimmung. Die Wahrheit derselben, uns durch Jesum entschleiert, uns durch unsere Vernunft schon bestätigt, wird durch unser Erdenleben selbst klar. Denn zu dieser Vergöttlichung treibt uns selbst im Irdischen alles hin. Alles treibt den Geist zur Erweiterung seiner Herrschaft über das Sinnliche, und zur Verachtung desselben; zur Erhebung des Geistes selbst über alle Spiele der Umstände und Schicksale. Das ist Vergöttlichung. Denn Gott ist in Erkenntniß und Weisheit, wie im allmächtigen beseligenden Wirken auf das Weltganze, wie in Erhabenheit über jedes Schicksal einzig, unendlich groß. Dies Erdenleben ist für den Geist nur eine Erziehung zur grossen Bestimmung; die Erziehung wird hienieden nicht vollendet; in fernern Lebensräumen dauert sie

ewig

ewig fort, unter wachsenden Seligkeiten. Alles treibet den Geist zur Erweiterung seiner Erkenntniß und Weisheit. Darum schon ward der Mensch nackt und schirmlos geboren, damit er die Kräfte seines Geistes in Anstrengungen zu seiner Erhaltung entwickele. Das Thier tritt mit natürlichen Waffen, mit angeborner Bekleidung ins Leben, und findet Gras und Laub, Früchte, Aas und was es zur Nahrung bedarf: und mit dunkeln Naturtrieben zum Aufsuchen derselben begabt, sucht es und findet. Viele Jahrtausende sind seit Erschaffung und Bevölkerung des Erdballs verstrichen. Die Thiere sind in Erkenntniß und Weisheit nicht fortgeschritten; wohl aber, immerdar getrieben von des Lebens Noth oder Lust, der Mensch. Anfangs wohnte er in Höhlen, bald in Laubhütten, dann in bequemen, sichern, selbst erfundenen Wohnungen. Anfangs waren seine Hände und Nägel, bald auch hölzerne und steinerne Hülfsmittel, seine gebrechlichen Werkzeuge; dann stieg er in die Tiefen der Erde, holte aus denselben die mannichfaltigen Metalle, verdoppelte seine Kraft zur Beherrschung aller Thiere; der Tiger war ihm nicht mehr zu gewaltig, der Fuchs nicht mehr zu schlau, der Adler nicht mehr zu hoch in den Lüften; bald wanderte er zu andern Gegenden, lernte fremde Sprachen, und theilte sich und seine Gedanken durch künstliche Töne mit; dann schwebte er kühn über ungeheure Meerestiefen, von

einem

einem Welttheil zum andern, und, durch bloße Schriftzeichen, redete er mit Fremden in unermeßlichen Fernen, wohin er selbst nie kam. Anfangs zitterte er vor dem Donner, bewunderte die himmlischen Gestirne; dann gieng der Gedanke einer Gottheit in ihm auf, er suchte sie; er betete den Donner, das Feuer, die glänzenden Sterne an; endlich erkannte er, daß auch die nicht Gott, sondern nur Geschöpfe wären; er betete zum Unsichtbaren — dann ward ihm das Licht Jesu, als die Menschheit zu demselben fähig geworden.

§. 3.

Und also schritt der menschliche Geist, immerdar von der Nothwendigkeit des Lebens getrieben, unaufhaltsam fort, von Erfindung zu Erfindung, von Erkenntniß zu Erkenntniß. Was heute ein spielender Knabe weiß, wäre vor Jahrtausenden dem einsichtvollsten Greise ein Gegenstand der Bewunderung gewesen. Was wird die Menschheit, fortschreitend in Erkenntniß göttlicher Schöpfungen, nach sechs tausend Jahren seyn? Schon heute kennen wir die Unermeßlichkeit des Weltalls, Umfang und Bahnen der uns nächsten himmlischen Weltkörper, die Fluren und Gebirge und Lichtkleider der Monden, der Sonne und entfernter Erden; die wunderbaren Kräfte der Luft, des Lichts und zahlloser Kräfte der Natur. Gott, aber, die höchste Weisheit, erkennt alles; der

Weiseste

Weiseste der Sterblichen nur kaum vom Weltozean einen Tropfen. Vergöttlichung ist das Ziel des Geistes. — Dahin treibt uns die ganze Welteinrichtung: Alles treibt uns zur Erweiterung unserer Herrschaft über das Sinnliche, und zur Geringschätzung desselben; Alles uns zum Gefühl unserer höhern Würde, als Geister, als schwache Ebenbilder Gottes. Der Wille des Geistes, und die Begierden und Triebe des Fleisches, das ist, unserer sinnlichen Natur, sind im steten Widerstreit. Das ist das doppelte Gesetz in uns, von welchem Paulus redet, der Apostel. Aus dem Fleische kommen alle Neigungen zur Sünde, zum Stolze, zum Neide, zur Rache, zum Wohlleben; aus dem Geiste stammt die Sehnsucht nach dem Heiligen, Göttlichen, Bleibenden. Vergebens sucht der schwache Geist Ruhe und Zufriedenheit im Irdischen; immer wird er durch dasselbe zurückgestoßen und auf sich selbst gewiesen. Vergebens vergißt der Geist seine Würde und Bestimmung, und fordert sein Glück von den Geschenken des Erdenlebens. Schönheit und Stärke vergehen; der Ruhm wird verdunkelt; den Ueppigkeiten folgen Krankheiten; Geld und Gut wechseln in mancherley Händen, und bleiben diesseits des Grabes; Aeltern, Freunde, Freundinnen, Gatten, Kinder sterben, nichts bleibt, nichts sichert ein festes Glück zu. Alles treibt uns, hinweg zu schauen vom

Sichtbaren auf das Unsichtbare! Sünde ist Geistesknechtschaft, Tugend ist Geistesfreiheit. Sünde ist Fleischesherrschaft, Tugend ist Geistesherrschaft. Vergebens vergißt der Geist, daß er frei seyn und herrschen soll, über die aus seiner irdischen Natur hervorsteigenden Begierden; vergebens will er schwach seyn, und Anstrengung und Kampf meiden, sich im sinnlichen Wohlleben gütlich thun, und seine ganze Weisheit in Vermeidung des Unangenehmen, und im Genuß dessen begründen, was im gemeinen bürgerlichen Leben reizt, gefällt, ehrend und vergnüglich ist; vergebens widerspricht er selbst den Warnungen seines Gewissens: — — die ewige Welteinrichtung, diese große Geisterschule, und nichts anders ist sie, treibt uns selbst an, die Herrschaft über sinnliche Einflüsse wieder zu ergreifen, und das Irdische gering zu schätzen. Denn jede Sünde wird von ihrer Selbststrafe verfolgt; dem Betrug folgt die Angst, der Wollust das schmerzliche Erkranken, der Unmäßigkeit die Erschlaffung.

Es ist für den Geist keine Ruhe, keine Heiterkeit und beständige Zufriedenheit, bis er Meister wird der Leidenschaften, die ihm allein Quaal bringen, bis er gerecht, wahr, von schnöden Vorurtheilen und Sinnengelüsten unabhängig wird, und im Gefühl der Tugenden die höchste Seligkeit findet. Das ist Vergöttlichung. Dahin treibt alles den Geist, bis er die Dinge der Welt

und

und ihren Werth aus dem richtigen Gesichtspunkt ansehen, beurtheilen und anwenden lernt. Jeder Irrthum bringt Schmerzen. Dahin Alles, bis er, wie über den Zauber des Irdischen, selbst über die Macht der Schicksale erhaben steht. Die Schicksale sind nur Sendungen Gottes zur Belehrung und Vervollkommnerung der Geister; sie treffen nur irdische Verhältniße. Wenn Berge stürzen, Völker unterjocht oder frei werden, wenn Flammen Haus und Gut, Kriege allen Wohlstand verzehren, wenn Freunde an unserer Brust sterben — Alles geht das irdische Verhältniß an. Je unabhängiger der Geist des Christen über den Einfluß des Irdischen ist, um so unabhängiger ist er von Erdenverhältnissen und ihren Schicksalen. Er kann beides, arm oder reich seyn, Ueberfluß oder Noth haben, Freundschaft oder Verfolgung sehen; nichts scheidet ihn von der Liebe zu Jesu, zur Tugend, zur Gottheit. Ihm kann die Welt nichts geben, was er auch nicht mit Gelassenheit verlieren kann. Selbst das Leben gilt ihm nicht mehr als die Pflicht. Er fürchtet auch den Tod nicht. Und wer nicht vor dem Tod, nicht vor der Armuth, nicht vor menschlichen Urtheilen zittert: was mag dem das Schicksal anhaben? Er ist ein Geist, gleich Gott, er trägt seine Seligkeit, sein höchstes Gut in sich, kein Schicksal kann es vernichten. Er steht, wie ein Gott, ohne Furcht, über allen Lebensgewittern,

im Bewußtseyn der Unschuld und Gerechtigkeit. Das ist Vergöttlichung; das die Bestimmung des Menschen! Und dieser Bestimmung, der wir in endloser Fortdauer entgegeneilen, sollen wir, können auf Erden schon zum Theil fähig seyn.

Jesus Meßias wandelte in menschlicher Gestalt, mit menschlichen Schwachheiten angethan, auf Erden; und doch erweiterte er seine Erkenntniß göttlicher Dinge, ward er gewaltig über seine irdischen Neigungen, und erhaben über jedes Schicksal. Er hatte Freunde, gern sah er den zärtlichen Johannes an seiner Brust, dennoch hieng sein Gemüth nicht ganz und leidenschaftlich am Einzelnen. Die gesammte Menschheit, sprach er, sind meine Brüder, meine Schwestern. Er hatte gern den Genuß irdischen Wohlseyns, erschien beim Freudenmahl an der Hochzeit zu Kana, und verschmähte die köstlichen Salben nicht, mit welcher fromme Ehrfurcht und Dankbarkeit ihn beschenkten; dem ungeachtet opferte er dem Verlust sinnlicher Annehmlichkeiten keinen Seufzer, er hatte oft nicht wohin er sein Haupt legte, und wich dem Tode nicht aus, da Pflicht ihm gebot das Leben gering zu achten für das Heil der Menschheit. Aber allem Göttlichen wartet ein Siegestag. Der Auferstandene fand ihn über den Gräbern des Todes!

§. 4.

§. 4.

Ist dies nun die Bestimmung des Menschen — weh uns, wie oft vergessen wir ihrer! Wehe der Welt, in welchen verworrenen Vorstellungen lebt sie! Wie? haben Natur und Vernunft und Offenbarung keine Bestimmungen mehr, und ist kein Jesus Meßias auferstanden? Denn ich erblicke die Menschen geschäftig für alles Andere, nur nicht für das Unsichtbare; sie ringen mit Aufopferung von Freude, Gesundheit und Leben nach allem Andern, nur nicht nach Vervollkommnung des Geistes und Aehnlichwerdung mit Gott. Sie brüsten sich, klug zu seyn; Einer will es mehr seyn als der Andere; jeder will Zeit und Umstände am schlauesten zu seinen Absichten benutzen — aber wo sind die, welche sich zu der Geisteskraft aufschwingen, vermittelst deren sie über das Schicksal, über Zeit und Umstände, über Hoffnungen und Furcht erhöht stehen? Ach, und sehe ich auf die Haufen des Volks um uns her — welche geistige Finsterniß! — Sehnsucht, tiefe, endlose Sehnsucht in Allen nach göttlichen Dingen; Allen ist Religion ein Heiligthum, Alle blicken zum Himmel, Alle in die dunkeln Fernen der Ewigkeit, aber welche traurigen Begriffe haben sie über ihre Bestimmung, welche unwürdige Vorstellung von der Majestät Gottes! Sie meinen ihre Vergöttlichung mit sinnlosen Gebeten und kirchlichen Ceremonien zu erkaufen, und daneben in der Welt Thiere und

 Sklaven

Sklaven ihrer Thierheit seyn zu dürfen! Sie wollen hier auf Erden behaglich wohlleben, verlassen sich hintennach auf die Barmherzigkeit Gottes, oder auf das Verdienst Jesu Christi, und bilden sich ein, damit ihre Selbstvollendung zu gewinnen. Sie wollen ihren Himmel hier auf Erden haben, und wähnen, ihre Gebete, ihre guten Handlungen seyen eines göttlichen Lohnes werth. Nur aus Hoffnung der Belohnung sind sie gut, nur aus Furcht wegen Strafe meiden sie Böses. Von der Ewigkeit machen sie sich eine Vorstellung, als wäre da unaufhörliches sinnlich angenehmes Leben!

Und alle diese Irrthümer helfen schamlos Menschen befördern, welche sich Priester des höchsten Gottes, Lehrer der Weisheit Jesu nennen lassen. Und Obrigkeiten sehen die beklagenswürdige Verwilderung des Volks, sehen selbst den rohen Volksglauben, und versäumen gleichgültig ihre Pflicht, durch bessere Bildungsanstalten die Erkenntniß göttlicher Dinge zu erweitern auch bei den Niedrigsten im Volke? Wie, hat denn die Menschheit ihre erhabene Bestimmung vergessen, daß davon keine traumähnliche Erinnerung geblieben? Ist kein Christus auferstanden, der da predigte: Vollkommen werden sollt ihr, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! Und wenn wir an unserer Bestimmung nicht verzweifeln, an der Wahrheit des Göttlichen nicht irren können: warum wird das Wort Jesu dem Einen ein Spott,

dem

dem Andern ein todtes Werk? Warum wird das Leben genommen, als wäre keine Ewigkeit? Und das höchste Wesen unedler und schwächer genommen, als das Bild, welches wir uns sonst von einem Menschen machen, den wir gerecht, unbestechlich und weise nennen. Auferstandener, sie verehren Dich mit ihren Lippen, aber ihre Herzen sind weit entfernt von Dir. Sie werden Verkündiger Deines himmlischen Wortes, nicht weil sie Dir nachfolgen, sondern ein bequemes Leben führen wollen! Sie hängen vom Spiel der Umstände und kleinlichen Vortheile und kleinlichen Begierden ab, sie, die als ewige Geister, erhaben wie Du einst, über die Schicksale seyn sollten, die im Irdischen wallen. — Doch nicht Alle! — Aber die Zahl Deiner wahren Bekenner und Nachfolger ist, leider, so klein!

§. 5.

Jesu, unser Vorbild im Leben, Leiden und im Tode! Jetzt erkennen wir unsere Bestimmung; jetzt den großen Zweck unseres Daseyns; der Gedanke davon erfüllt mich mit heiligem Entzücken. Wie Du aus Deinem Grabe, müssen wir aus dem Grabe unserer Irrthümer hervorgehen ins reinere Geistesleben, aus der Sklaverey der Leidenschaften in die Freiheit und Selbstbeherrschung. Und nicht damit zufrieden, will ich auch Andere erwecken neben mir, daß sie

ihrer höhern Beſtimmung wieder inne werden; ich will meinen Mitbrüdern ihren Beruf fühlbar machen; ich will in meinem Wohnort, im Kreiſe derer, mit denen Du mich, Vater im Himmel, auf Erden verbunden haſt, Deine Hoheit preiſen, und durch Geſinnungen, Wort und That, Allen erklären und theuer machen, daß nichts hienieden für uns, Alles im Unſichtbaren und Ewigen daheim iſt; daß nicht Geld und Ruhm und Würde, und was im flüchtigen Leben gefallen kann; ſondern Vergöttlichung der Natur das große Geiſterziel iſt; daß wir vollkommen werden ſollen, gleichwie Du, unſer Vater im Himmel, vollkommen biſt.

Cap. VI.

Art und Weise diesen Zweck zu erreichen.

§. 1.

Nachdem wir nun erkannt haben, was der eigentliche Zweck des menschlichen Daseyns ist, so wird es uns nicht mehr schwer werden, den Weg zu zeichnen den wir zu gehen haben, wenn wir unser vorgesteckes Ziel erreichen wollen. Dieses Ziel aber, und unsere Bestimmung, wozu wir vom höchsten Wesen auf diesen Erdball gesetzt wurden, ist Einswerdung mit der Gottheit durch Liebe. Wir sind zu etwas Himmlischem berufen; zum Geisterleben, zu einer Vollendung, von deren Größe und Herrlichkeit wir als Menschen hienieden nicht eimal einen Begriff fassen können, während die dunkle Ahnung davon doch in unserm Geiste ist. Diese von Gott geschehene Berufung und Bestimmung würde aber die menschliche Vernunft nicht erkannt haben, wenn Christus nicht Licht in die große Finsterniß des Lebens gebracht hätte. Und er nur ist es, der die gesammte Menschheit aus der ungeheuern Verirrung, von der Tiefe des Wahnes empor zu Gott, zum Vater des Weltalls und zur Seligkeit geführt hat, noch

führt,

führt, und führen wird. Wir werden Gott haben, werden in ihm unsere Seligkeit finden, wenn wir Jesu Anweisungen folgen, denn er, das heißt, seine Tugend, ist der Weg zum wahren Leben. Deshalb konnte auch Jesus mit Gewißheit voraussagen: Himmel und Erde werden vergehen; meine Worte aber werden nicht vergehen. Marc. 13, 31. Solches vermochte keiner unter den Sterblichen von sich und seinem eigenen Werk zu sagen.

Es hat zwar auch andere Religionsstifter gegeben, welche mit großer Klugheit eine neue Lehre predigten, die sie dem Geiste des Volkes und der Zeiten annehmlich zu machen, oder mit scharfsinniger Benutzung äusserlicher Anlässe über große Länder und Völker auszubreiten wußten. Die Lehre Muhameds ist, neben der Christlichen, noch in drei Welttheilen sehr verbreitet; in Asien und Afrika heutiges Tages sogar noch gemeiner als die christliche Religion. Und doch kann und wird der muhamedanische Glaube nicht in ewiger Dauer seyn, so wenig als es der Jüdische je seyn wird, und es je der Heidnische war. Alle andere Religionsarten, welche neben dem Christenthume bestehen, werden nur bei unwissenden, ganz oder halb barbarischen Völkern in der Welt gefunden, deren Vernunft nicht zu einer höhern Vollkommenheit entwickelt ist. Solche Völker, die noch mehr oder minder thierisch sind, und denen das, was den Sinnen wohlthut, das Liebste ist, werden an

Religionen

Religionen Gefallen finden, die ihren sinnlichen Begierden, ihren Leidenschaften, ihrer Einbildungskraft schmeicheln. Allein, je mehr die Aufklärung des Geistes in jenen Ländern zunimmt, desto verachtungswürdiger und lächerlicher muß ihnen der bisherige rohe Glaube vorkommen. Daher suchen die Priester solcher Völker, das Licht der Wissenschaft und besserer Kenntniß so lange als möglich von ihren Gegenden abzuhalten. Sie sehen voraus, ihre Tempel werden leer werden, ihre Altäre zerfallen, der Glaube an das wahrhafte Wort Jesu wird überhand nehmen, je mehr die Völker selber denken lernen, und das Sklavenjoch der Unwissenheit und blinden Gewohnheit abwerfen.

§. 2.

Die christliche Lehre wird, mit der wachsenden Aufklärung der Nationen, immer tiefere Wurzeln schlagen, immer erhabener, wahrheitsreicher, tröstender und göttlicher erscheinen. Sie ist der Glaube der allergebildetsten Völker des Erdballs; sie ist mit der höhern Bildung, Einsicht und Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts Eins und unzertrennbar. Und eben das beweiset ihre Göttlichkeit. Wäre ihre Dauer, ihr Werth mit den größern Einsichten und Entwickelungen des menschlichen Geschlechts unverträglich, so würde sie nichts weniger, als göttlich und Frucht der höchsten Weisheit

zu

zu nennen seyn; sondern es müßte noch eine bessere geben, als sie ist.

An dem, was Jesus Christus gelehrt hat, ist noch nichts geändert, noch nichts gebessert worden. Jede vermeinte Verbesserung war Verschlimmerung, war Menschenwerk; jeder neugemachte Zusatz ein unwesentlicher Ueberflüß, das vergieng wieder mit der Zeit; aber was Jesus selbst gelehrt hat, vergieng nie, und blieb ewig dasselbe, wie ein Gesetzbuch der Natur und Vernunft. Daher stimmen alle christlichen Religionsparteyen in der wahren Lehre Jesu zusammen, aber nicht in der Lehre der Menschen von Jesu, nicht in den kirchlichen Gebräuchen und Meinungen. Gegen alles, was göttlich ist, kann durchaus kein vernünftiger Widerspruch gedenkbar seyn; aber wo Widerspruch und andere Meinung möglich, da ist Menschliches vorhanden, das der Veränderung unterworfen ist, wie das Irdische. Diejenigen haben also eine unrichtige Vorstellung von der wahren und allein seligmachenden Religion, welche sich einbilden, Wissenschaften und größere Volksaufklärung seyen ihr verderblich. Nein, Gottes Wort bleibet ewiglich, und kann nur durch Wachsthum menschlicher Einsicht gewinnen; aber auch nur durch Versinken der Völker in Unwissenheit und Barbarey verdunkelt werden, nie ganz verlöschen. Je mehr die Völker in Erkenntniß wachsen, desto mehr werden sie sich einander in religiösen Ueberzeugungen nähern. Die rechtschaffensten und gebildetsten Personen unter allen

allen Kirchenparteyen, ſtimmen weſentlicher in den Grundwahrheiten des Chriſtenthums zuſammen, als man glauben ſollte. Sie ſind, im ſtrengen Sinne des Worts, nicht ſo ſehr Griechen, Lutheraner, Reformirten oder Katholiken, als vielmehr Chriſten. Sie ſind nicht Pauliſch, nicht Kephiſch, nicht Apolliſch, ſondern Chriſtlich. 1 Cor. 3, 3—7.

Das Juden- und Heidenthum, wie die Lehre der Muhamedaner, muß nothwendig mit der Zeit zerfallen, je heller der Verſtand der Menſchen wird. Und in der That, ſind jetzt ſchon viele aufgeklärte, weiſe Juden, von innen wahrhaft Chriſten, ob ſie gleich noch die äuſſern Gebräuche ihrer alten Religionsgenoſſen mitmachen. Sie haben die Lehre Jeſu angenommen im Herzen, wiewohl ſie nicht den beſondern kirchlichen Gebräuchen und Lehrſätzen der Proteſtanten, oder Griechen, oder Katholiken beiſtimmen mögen. So wie eine höhere Ausbildung des menſchlichen Geiſtes, die Glieder aller Religionsparteyen endlich immer näher zum wahren Glauben zuſammenführt, und um Jeſum verſammelt: ſo iſt es nur die Unwiſſenheit und Barbarey, welche die Menſchen in religiöſen Dingen von einander entfernt, verſchiedene Meinungen und Kirchenparteyen hervorbringt. In den roheſten und wildeſten Zeitaltern ſind über das Religiöſe die zahlreichſten Spaltungen entſtanden. Sie ſind nicht zu vermeiden, ſo wenig als eine Verſchiedenheit der Aufklärung und Bildung bei den Nationen zu

vermeiden ist. Mannichfaltigkeit der kirchlichen Gebräuche und Gottesverehrungsarten ist nicht zu vermeiden, so wenig eine Verschiedenheit der Himmelsstriche oder Verschiedenheit in den Gemüthsarten der Völker zu vermeiden ist. Nicht im Irdischen kann Dauer und Einklang seyn; aber im Göttlichen ist Einklang des Ganzen. Es wird eine Zeit kommen, da die Religionsparteyen von selbst aussterben, und alles sich in Einem auflöset und vereinigt, in einem Glauben, in einer Lehre, und das ist Glauben und Lehre Jesu Christi. Das ist die Zeit, die geweissagt, aber noch fern ist, wo alles ein Hirt und eine Heerde werden wird! Denn Himmel und Erde werden vergehen, aber das Wort des Hochgelobten wird und kann nie vergehen. So will ich denn hier auch nicht fragen: Was lehrt diese oder jene Kirche? sondern ich will fragen: Was lehrte Jesus? Was die Kirche lehrt, ist vielleicht angemessen den Zeitaltern und Umständen einzelner Nationen. Aber was Jesus lehrte, was wahrhaft göttlich ist, das muß allen Zeitaltern, allen Zuständen, allen Nationen angemessen seyn, so wahr Gott ewig und unveränderlich, und der Vater und Herr aller Nationen ist. Ich frage, was hat Jesus gelehrt? Was ist sein Eigenthümliches, das vor ihm kein anderer in dieser Wahrheit und Klarheit gelehrt hat; nach ihm kein anderer besser, übereinstimmender mit Allem, was seyn soll und ist, gelehrt hat, noch jemals erhabener

lehren

lehren wird und kann? Was ist das, welches, obschon Himmel und Erde vergehen werden, unvergänglich bleiben muß? — Es ist Jesu Offenbarung von der Gottheit und ihrem Verhältniß zum All der erschaffenen Wesen; es ist die Offenbarung vom Werth und Wesen der menschlichen Geister und deren Verhältniß zur Gottheit und zum All der erschaffenen Dinge. Darum wird mit Recht von Christo gesagt: er zündete der Welt ein Licht an, er sey das Licht der Welt. Denn er erleuchtete uns das Weltganze, und ließ uns selbst unsere Stellung in demselben erkennen, da vorher die Menschheit in Finsterniß lag, und ihre eigene Bedeutung nicht wußte!!!

§. 3.

Christus offenbarte uns die Gottheit und ihr Verhältniß zum All der erschaffenen Wesen. Er offenbarte uns, daß nicht mehrere Götter wären, wie das Heidenthum fabelte, sondern nur ein einziges höchstes Wesen, der Quell aller Vollkommenheit, walte im unendlichen Weltganzen. Dieses höchste Wesen sey nicht irdisch, daher nicht veränderlich oder vergänglich, oder aus dem Irdischen hervorgegangen, sondern ein Geist, alles durchdringend und belebend

belebend mit seiner Gnade. In ihm weben, leben und sind wir; er in uns. Er sey nicht auf einen einzigen Ort beschränkt; daher überall zu verehren und anzubeten, nicht vorzugsweise in einem besondern Tempel. Als Geist seyer nur im Geiste zu verehren, und vom Geiste aus; nicht wie irdische Personen mit Geschenken, nicht mit Feyerlichkeiten, nicht mit Opfern, u. dgl. m. Er sey der einzige, der lebendige Gott, das heißt, sich selbst bewußt, in höchster Weisheit und Vollkommenheit das Weiseste und Vollkommenste hervorbringend; denn Zufall, Ohngefähr, sind die Götter des Wahnsinns, innere Unmöglichkeiten und noch weniger bedeutend als Menschenwitz. Er ist ein Gott des Lebens, nicht der Todten. Und dieser unendliche, das Unendliche beherrschende, Geist ist die ewige Liebe. Sein Gebot ist die Seligkeit alles von ihm Geschaffenen. Er wacht über die Gesammtheit der sichtbaren und unsichtbaren Naturen. Vor ihm schweben in den gränzenlosen Himmelsräumen die Welten, deren Mannichfaltigkeit und Wunderbarkeiten kein Sterblicher zählet noch ahnet; und kein Sperling fällt vom Dache ohne seinen Willen. Alle Haare unsers Hauptes sind gezählt. Das Größte, das Kleinste, das Höchste, das Niedrigste, das Wichtigste, das Geringste, liegt alles umfangen von seiner ewigen Liebe. Und wie er der Erhabenste ist, von dem, was ist: so ist er auch allem das Nächste, das Verwandetste! denn es ist

nichts,

nichts, was nicht aus ihm wäre. So ist er also aller Dinge Vater. Er ist der majestätische Herr der Welt, sie sein Eigenthum und Werk; er ist der Vater der Geister, aller Menschen Vater. Er hat keine auserwählte Lieblingswelt, kein auserwähltes Lieblingsvolk. Er ist der Gott aller Welten, der Vater aller Völker. Denn er hat sie alle erschaffen, und besitzt nicht die thörichte oder ungerechte Schwäche von Menschen, die Vorliebe und Vorhaß, Schooskinder und Stiefkinder haben können. — Er ist Vater! — Die Geister sollen zum allerhöchsten Geist, wie Kinder zum Vater, beten. In diesem natürlichen, einzig möglichen, folglich allein wahren Verhältniß, dachten sich vor Christi Geburt auch die Weisesten der Menschen nicht die Gottheit, so erhaben auch die Vorstellungen Einzelner von derselben seyn mochten. Sie konnten nur mit Schaudern und Ehrfurcht an den Majestätischen denken, mit Zittern zu ihm beten. Aber wir haben durch Christum einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir zu dem allmächtigen Gebieter der Himmel und Erden rufen können: Abba, lieber Vater!

Als Vater hat sich Gott selbst, in der Natur dem Geschlecht der Menschen offenbart; und doch verstanden sie ihn nicht. Sie verehrten mit Beben den Weltschöpfer. Sie gedachten seiner ewigen Liebe nicht. Sie dachten sich Gott viel zu menschlich und irdisch, wie einen König etwa, der nach seinen Launen schafft und zerstört, ohne Gnade,

bloß durch Eingebungen seiner Begierden. Christus zeigte uns Gott erst göttlicher. Zu Gott dem Vater beten wir durch Christum, das heißt, durch Christum sind wir erst dahin gelangt, den majestätischen Schöpfer als unsern Vater zu erkennen und zu lieben. Erst durch Christum ist uns der Gedanke an Gott trostvoll, beruhigend und uns selbst erhebend geworden. Erst durch Christum sind alle Menschen sich als Kinder eines Vaters bekannt geworden, folglich sich auch unter einander zu Schwestern und Brüdern geworden. Alle Völker, alle Religionsverwandten, die Genossen aller Stände, Obrigkeiten und Unterthanen, Könige und Bettler, sind in Gott verbrüdert durch Christum und seine Offenbarung.

Wer kann, ohne Wahnsinn an die Stelle der Vernunft zu setzen, die Wahrheit und Klarheit dieses Verhältnisses läugnen? — Du sagst: dies hätte endlich auch wohl der menschliche Geist entdecken mögen. Aber warum vergiengen Jahrtausende ohne diese Entdeckung? Und war es nicht Gottes Werk, daß sich um Jesum und in Jesu alles vereinigen mußte, daß er alles in wunderbarer Vollendung gab? Wie sich Gott unser Vater durch die Natur als den Schöpfer offenbarte: so offenbarte er sich durch Jesum als die ewige Liebe. Gott sprach aus Christo und allen ihn umgebenden Verumständungen zum Menschengeschlecht. Darum wird von Christo mit Recht gesagt, die Fülle der Gottheit war in ihm; darum wird er der Sohn

Gottes

Gottes genannt; darum der Mittler zwiſchen der Gottheit und Menſchheit; darum beten wir Chriſtum nicht als einen andern Gott an, denn es iſt nur ein einziger Gott: ſondern wir beten Gott in Chriſto an, in welchem und durch welchen er ſich uns verherrlichte. Darum iſt Gott der Vater Jeſu Chriſti, wie er auch unſer aller Vater iſt. Darum nennt uns Chriſtus ſeine Brüder und Schweſtern, weil wir alle Gottes Kinder ſind. Wir ſind es. Unſer Bruder iſt Chriſtus; unſer Vater iſt Gott; unſer Wohnhaus iſt nicht dieſe Erde, ſondern das Weltall. Wir ſind mit der ganzen Unendlichkeit verwandt, weil Gott unſer Vater iſt. Auch wir können nun ſagen, wie Chriſtus ſagte: In unſers Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen! Joh. 14, 2. Wir ſind nicht bloß für die wenigen Odemzüge auf Erden geſchaffen; Gott lebt ewig, und ſo auch wir in Gott. Es vergeht nichts. Das Irdiſche verwandelt nur ſeine Formen, aber es vergeht nicht, und um ſo weniger unſer Geiſt aus Gott. Er iſt zu höherer Vollendung vorhanden; aber er muß ſich ſelber vollenden. Er muß ſich vom Irdiſchen zum Göttlichen aufſchwingen, das heißt: ſich heiligen. Dazu verleiht der Vater der Seligkeit Kraft: das iſt ſein heiliger Geiſt, durch welchen wir vollkommen werden. So hat uns Chriſtus die Gottheit in ihren mannichfaltigen Beziehungen zum All der erſchaffenen Weſen, und folglich auch insbeſondere zum menſchlichen Geſchlecht offenbart.

§. 4.

§. 4.

Gleichermaßen hat uns Christus eine Offenbarung gegeben vom Werth und Wesen des menschlichen Geistes, und vom Verhältniß desselben zur Gottheit und zum Weltall. Er lehrte uns unsern Werth kennen: wir sind Kinder, Söhne, Töchter Gottes. Er lehrte uns unser Wesen kennen, wir sind Geister, unvergänglich, dem ewigen Vater angehörend, ewig fortwährend, ewig wirkend. Wir haben eine herrlichere Bestimmung, als hier mit den Thieren des Feldes zu entstehen und zu vergehen — Vollendung in der Ewigkeit, Vereinigung mit Gott, Annäherung zum Allerhöchsten und Allerheiligsten. Dazu wies uns Jesus Christus den Weg. Seine Tugendlehre ist der Weg der Wahrheit und des Lebens. So wie er uns unsern Standpunkt im Weltall zu Gott zeigte, offenbarte er uns auch, was wir zu thun haben, würdige Söhne und Töchter Gottes zu seyn und die Seligkeiten zu gewinnen, deren unsere Geister fähig sind. Darum sagte Christus: Wer mein Wort höret, und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Joh. 5, 24. Und todt ist, wer fern vom Göttlichen, sich im Todten, Irdischen, Bewußtlosen, Vergänglichen verliert, wie das Thier. Er hat das Leben einer Pflanze, die auch im Irdischen schwelgt; er hat das Leben eines Thiers,

das

das ſich auch am Sinnengenuß und Gefühl ergötzt; aber das Leben des Geiſtes fehlt; denn er kann nur im Erkennen und Ueben göttlicher Dinge leben. So hat uns die Stimme Jeſu von den Todten erweckt, indem ſie unſerm Geiſte zum wahren Leben rief.

Was lehrt uns Jeſus über unſer wahres Verhältniß zu Gott und dem Weltall? — Er lehrt, weil Gott ein Geiſt iſt, müſſen wir uns ihm nur als Geiſter nahen; weil unſer Vater im Himmel vollkommen iſt, müſſen wir als ſeine Kinder auch trachten vollkommen zu werden. Selig ſind nur die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen. Worin beſteht nun die Vollkommenheit, in der wir uns Gott nähern? oder die Reinheit, in der wir würdig werden Gott zu ſchauen? Darin, daß wir unſere Anhänglichkeit an das Irdiſche ſchwächen; daß wir uns reinigen von denjenigen unmäßigen und gefährlichen Begierden, deren Zweck immer eine ſinnliche Luſt iſt. Durch die Tugend nähern wir uns Gott. Freilich auch andere Weiſen haben dieſes oder doch Aehnliches ſchon gelehrt, die von Chriſto nichts gewußt haben. Aber Chriſtus drängte die ganze Tugend- und Vollkommenheitslehre der Menſchheit in ein einziges Wort und Gefühl zuſammen: in Liebe. Gott iſt die ewige Liebe: ſo ſoll ihm der menſchliche Geiſt in Liebe gleich werden. Wie Gott uns geliebt hat und liebt: ſo ſollen wir ihn wieder lieben; Gott über alles, den Miterſchaffnen,

nen, wie uns ſelber; das iſt das höchſte Gebot! Es iſt wahr, auch andere Weiſen haben zur Tugend ſchöne Vorſchriften gegeben; ſelbſt die Heiden. Es iſt wahr, auch die Heiden haben edle Handlungen vollbracht, durch welche ſelbſt ſeynwollende Chriſten beſchämt werden. Aber wer nennt mir den Heiden, welcher einer chriſtlichen Tugend fähig war? Nicht in dem was gethan worden, liegt die Reinheit und Aechtheit und Größe der Tugend, ſondern in ihren Quellen, in den hohen Beweggründen, warum etwas gethan wurde? Wer um der Ehre willen handelt, kann Vortreffliches vollbringen; aber wer ſagt, daß er ein Tugendhafter ſey? Er hat einen irdiſchen, niedrigen Beweggrund, ſo wie der, welcher um eines andern Gewinnes willen, Gutes und Nützliches thut. Beide haben ihren Lohn dahin, ſobald ſie Ehre oder Gewinn davon tragen. Die Heiden verrichteten bewundernswürdige Dinge aus Nationalſtolz und Vaterlandsliebe. Die Urſache ihrer großen Thaten war aber ſo irdiſch, wie der Zweck derſelben. Das war nicht chriſtliche Tugend. Aus Liebe zum Nachruhm bewieſen ſie oft eine erſtaunenswerthe Seelengröße; aber ihre Abſicht war, wie ihr Beweggrund, unrein und irdiſch. Die gleichen Thaten können oft ſehr verſchiedenen Urſachen ihr Daſeyn danken. Sie ſind es nicht, die dem Geiſte ſeinen höchſten Werth geben; die Würde der Handlung beruht in ihrer höhern Triebfeder. Darin liegt

(oft

(oft bei einerley That) der Unterſchied heidniſcher und chriſtlicher Tugend, daß jene in Urſprung und Zweck durchaus irdiſch, dieſe hingegen göttlich iſt. Der durch Chriſtum geheiligte Geiſt erblickt in der Gottheit den Vater; in den Mitmenſchen die Mitkinder; im Weltall das Vaterhaus; in allem was lebt, die große Gottesfamilie. Im Entzücken der göttlichen Vollkommenheit liebt er den Vater; darum kann er nicht anders, als das Gute und Vollkommene lieben und üben. Er umfaßt mit Liebe ſeine Familie, ſeine Mitkinder Gottes, darum kann er nicht anders als ihnen wohlthun, mit ihnen theilen, ſich für ſie opfern. Er iſt ein Kind Gottes, er kennt ſeinen eigenen Werth, und aus Achtung gegen denſelben, kann er nicht ſchlecht handeln. Nicht das Wiſſen, nicht das Glauben macht es aus, ſondern die Liebe. Und hätte ich alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, alſo daß ich Berge verſetzte, und hätte die Liebe nicht: ſo wäre ich nichts! Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und lieſſe meinen Leib brennen, und hätte die Liebe nicht: ſo wäre mir es nichts nütze. 1 Cor. 13, 2. 3. Das iſt die Offenbarung, die wir von Gott, dem Weltall und über uns ſelbſt haben durch Jeſum, den Gott geſandt hat, Geiſter ſelig zu machen! Das iſt die große Gemeinſchaft aller Heiligen, und alles Heiligen, die Jeſus ſtiftete. Das iſt das Reich Gottes, welches er verkündete; das das Himmelreich, in welches wir eingehen ſollen

alle

alle durch Jesum Christum unsern Herrn und Heiland.

§. 5.

Jesus Christus, indem er als ein Heiliger auf Erden wandelte, als ein Heiliger lehrte, und mit einer Kraft und wahrlich mehr, als gemeiner menschlicher Einsicht von der Ordnung des Weltganzen, von der Gottheit und dem innern Verband des gesammten Geisterreichs sprach, wie vor ihm und nach ihm kein anderer Menschensohn es vermochte; Er hatte wohl hinlänglich die Göttlichkeit seiner Sendung beurkundet, und daß er nicht bloß aus sich kam, oder mit irdischen Zwecken. In der That, es ist seltsam genug, wenn es in unsern Zeiten Menschen gab, und gelehrte, scharfsinnige, einsichtsvolle Menschen, die sich einbildeten, die Lehre von der göttlichen Sendung Jesu könne wohl ein Vorurtheil oder Aberglaube seyn. Sie wollten sich, auf den bloßen Gedanken hin, und weil es ihrem Verstande unwürdig schien, von solchem Vorurtheil befleckt zu seyn, davon reinigen. Sie suchten alles hervor, was Scharfsinn und Witz erfinden konnte, um dagegen zu sprechen. Sie fühlten aber in dem Augenblick nicht, daß Alles, was sie sagten, neuer Beweis von der Erhabenheit Jesu war. Denn so vortreflich sie von der Majestät Gottes, vom Verhältniß der Gottheit zur Welt, von der Unvergänglichkeit der Geister, von dem, was diese aus sich vermögen, von den

den Kräften der Vernunft und dem ewigen Geſetz der Pflichten redeten, mit einem Worte, ihre reinſten und tiefſten Kenntniße von göttlichen Dingen, Alles waren ſie doch den Offenbarungen und Lehren deſſen ſchuldig, Alles wußten ſie nur durch den Einzigen, gegen welchen ſie behaupten wollten, die Fülle der Gottheit ſey nicht in ihm geweſen. Sie waren in ſeiner Lehre von erſter Jugend an erzogen. Was ſie von Göttlichem wußten, ſchien ihnen daher ſo einfach und natürlich, als hätten ſie alles aus ſich ſelber geſchöpft, und doch ſtammte es allein von ihm ab. Hätte kein Chriſtus gelebt, ihre Einſicht würde ſchwerlich größer geweſen ſeyn, als die Einſicht der Weiſeſten unter den Heiden des Alterthums. So glichen ſie Blindgebornen, welche als unmündige Kinder durch eines Arztes Kunſt ſehend wurden, und nun behaupten: ſie könnten ſehen, auch ohne des Arztes Hülfe. Es iſt aber nicht die Frage, ob ſie jetzt ohne des Arztes Hülfe ihr Geſicht gebrauchen können, ſondern, ob ſie ohne ſeinen Beiſtand dazu gelangt ſeyn würden, es gebrauchen zu können.

Eben jene ſcharfſinnigen Zweifler an der Göttlichkeit der Sendung Jeſu würden die erſten Verherrlicher und Verkündiger derſelben geworden ſeyn, hätten ſie nicht mehr, als das aufgeklärteſte Heidenthum von der göttlichen Haushaltung im Reiche der Geiſter gewußt, und ihr erſtes Licht plötzlich aus den Worten des Welterleuchters empfangen. Nicht mit ſeinem überirdiſchen Geiſteslichte,

nicht mit seinem fast übermenschlichen Tugendmuth allein, stellte sich Jesus denen, die mit ihm lebten, als den Gottgesandten dar. Er gieng und verrichtete vor ihnen Wunderthaten, wie kein gemeiner Sterblicher verrichten konnte. Er heilete Kranke, gab den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache, den Blindgebornen das Gesicht, den Gelähmten freien Gebrauch ihrer Gliedmassen, die Aussätzigen machte er von ihren fürchterlichen Leiden frei, und von den Besessenen, wie die Evangelien sprechen, trieb er die Teufel aus. Er that Wunder. Alles Volk begehrte ihn anzurühren; es gieng eine Kraft von ihm aus und heilete sie alle. Luc. 6, 19.

Daß Jesus Wunderdinge that, war durchaus nothwendig für seine Zeitgenossen, um ihnen seine meßianische Würde zweifelloser zu machen. Es lag schon in der unter den Juden herrschenden Vorstellung vom Meßias, daß derselbe, als ein Ausfluß der Gottheit, mit himmlischen wunderbaren Eigenschaften ausgerüstet seyn würde. Der Glaube, die Zuversicht Israels mußte damit erweckt werden. Die Wunder Jesu geschahen also lediglich zunächst für seine Zeitgenossen; nicht unmittelbar für uns, die Jahrtausende nach ihm leben, und keine Augenzeugen seiner Verrichtungen seyn können. Daß er Blinde sehend, Taube hörend machte, kam jenen damals Lebenden zu statten; sie wurden dadurch bewegt, weil sie das, wovon sie Zeugen waren, nicht hinwegläugnen

nen konnten. Für uns mußten andre Wunder gethan werden, deren Augenzeuge wir noch heutiges Tages sind, und deren Wahrheit wir eben so wenig hinweg zu zweifeln vermögend sind. Hätte Christus zu seiner Zeit auch keine ausserordentlichen Thaten verrichtet, oder wäre uns in den Evangelien auch nichts davon gemeldet worden: wir hätten dennoch in den Wundern, die bis auf diesen Augenblick fortdauern, die unverkennbarsten Bürgen für die Göttlichkeit seiner Sendung.

§. 6.

Ein bis auf den heutigen Augenblick dauerndes Wunder ist das Göttliche seiner Lehre selbst, welche uns das ganze Räthsel unsers Daseyns auflöset. Jahrtausende schon lebte das menschliche Geschlecht; zahllose Weise und große Geister haben in diesen Zeitaltern unter den aufgeklärtesten Völkern gelebt: und doch war keiner, der uns dies überirdische Licht in geistigen Dingen gegeben, wie Er allein es gab! Wo ist einer von unsern gelehrtesten und scharfsinnigsten Männern, der seine Erkenntniß der Pflichten, der Verhältniße der Welt und der Gottheit zu ihr, unsers Geistes zum großen All vertauschen möchte mit der Erkenntniß eines Moses, oder David, oder Salomon, oder Sokrates? Wodurch sind wir aber in Erkenntniß des Göttlichen und des Höchsten, was der menschliche Geist erwerben und seyn kann, gelangt, daß wir nun die Weisesten unter allen ehmaligen Weisen darin übertreffen? Nicht

durch

durch unsere eigene Kraft, sondern durch den Unterricht, welchen wir erhalten haben. Nicht durch das stufenfolge Fortschreiten der Völker und Erfahrungen: denn nach Christo ist kein andrer gekommen, der in diesem Gebiet des höhern Glaubens und Wissens Höheres gedacht und gelehrt hätte.

Von ihm allein also schreibt sich die höhere Ansicht der Natur, des Geistes, der Gottheit und unsrer innern Würde her. Er gab alles, was er gab, in einer so wunderbaren Vollendung, daß kein Zusatz mehr übrig blieb. Wer war denn dieser Einzige, von dessen Tagen an sich die ganze geistige höhere Ausbildung des Menschengeschlechts herzählt? War er der Gewöhnlichen einer, warum stand in der ganzen Weltgeschichte keiner der Gewöhnlichen, wie er war, vor, oder neben, oder nach ihn? Warum fehlte er unter Griechen und Römern, die in Wissenschaften weiter vorgeschritten waren, als die Juden? Warum stand er seitdem nicht in Indien, oder in andern Weltgegenden, warum nicht unter Arabern oder Türken auf? Was ist das Schönste, was Muhamed in seinem Religionsgebäude hat? Ist es nicht das, was er darin von der Lehre Jesu behielt, und sind das Uebrige nicht Irrthümer und Einbildungen, deren sich der unbefangene Verstand des gebildetern Menschen schämt?

Dies Vollkommene, in sich Vollendete der Lehre Jesu vom Heiligsten und Höchsten der menschlichen Angelegenheiten, ist das nicht ein Wunder, das wahrhaft

wahrhaft Unbegreifliche, was bis zu unsern Zeiten von der Göttlichkeit seiner Sendung zeugt? Er steht vor uns, unvergleichbar mit allen Sterblichen, einzig in seiner Art. Es ist zu keiner Zeit, in keinem Volk, in keiner Weltgegend ein anderer gekommen, der etwas Vollkommnes, wie er, oder Besseres, wenn es möglich wäre, oder, unbekannt mit ihm und seiner Lehre, das Gleiche, wie er, erfunden hätte.

Ein anderes bleibendes, für ihn zeugendes Wunder, ist der Zusammenklang aller Weltschicksale, das Zusammenspielen aller Völkerbegebenheiten, nur ihn, diesen Einzigen und sein Wort hervorzuheben. Es ward sein Erscheinen der Mittelpunkt aller Ereignisse in der Weltgeschichte. Dafür mußten die Alten weissagen; dafür die Römer mühsam eine halbe Welt erobern; dafür sich die bürgerlichen Unruhen in Italien beenden; dafür Friede und einerley Gesetz die damals bekannten Völker beherrschen. Und als alles vorbereitet war, kam er; im gewählteſten Augenblick; kein Jahr zu früh, kein Jahr zu spät. Es war unvermeidlich; seine Lehre mußte nothwendig über die ganze Erde verbreitet werden; die Altäre des Heidenthums mußten nothwendig stürzen. Wer die Geschichte des christlichen Glaubens kennt, die Verfolgungen und Triumphe desselben, muß mit Anbetung oder schauerndem Erstaunen bekennen: diese Religion sollte das höchste Gut und Wissen des menschlichen Geschlechts werden! Das ist der mit

 leserlicher

leserlicher Schrift im Buch der Weltgeschichte ausgedrückte, unverkennbare Wille der Verhängnisse. Dies alles ist eine große, weltbekannte Thatsache. Sie läßt sich nicht hinwegzweifeln. Sie ist das Wunder, welches bis auf unsern Tag, von der Göttlichkeit der Sendung Jesu zeugt. Oder willst du das alles für eine erstaunenswürdige Frucht glücklicher Zufälle, für Werk eines Ohngefährs halten? Wohl, so heißt dein Gott selbst Ohngefähr; dies Ohngefähr ist allmächtig, allweise, voll Güte und Gnade.

Die Menschen, welche zur Zeit Christi lebten, konnten aber weder, da er nie lange an einem und demselben Orte wohnte, den ganzen Zusammenhang seines Lehrgebäudes so übersehen, wie wir, die wir es nicht stückweise, sondern in Vollendung haben: noch konnten sie voraus sehen, daß und wie sich die Offenbarung, welche er von himmlischen und geistigen Dingen brachte, über die ganze Welt verbreiten werde. Was mithin für uns allein nur Zeuge seiner göttlichen Sendung geworden, das konnte es unmöglich für die Zeitgenossen des Meßias seyn. Für sie mußten andere Wunder geschehen, die ihre Aufmerksamkeit erweckten und ihren Glauben fesselten. Was vor ihren Augen geschah, diente aber eben so wenig denen zur Ueberzeugung, die etwa ein Menschenalter, oder ein Jahrhundert nach ihnen lebten, als uns, die wir Jahrtausende nach ihnen kamen. Es diente nur zunächst für die Zeitgenossen. Für alle

andere

andere aber, welche um ein Menschenalter später kamen, folglich Jesum nicht persönlich gekannt hatten, gieng dies Zeugniß seiner meßianischen Würde verloren. Eben so wenig konnte ihnen damals schon, wo das junge Christenthum noch im Entstehen, und das zur Ausbreitung desselben hülfreiche Weltschicksal (sowohl was vorausgieng, als was folgte) wenig oder gar nicht bekannt war, dasjenige als wundervolle Bürgschaft gelten, was sich uns Späterlebenden als solche aufdringt. — Ihnen mußte Jesus seine göttliche Sendung auf eine andere Weise darthun, selbst auf die Gefahr hin, wenn sie ihn nicht in der Herrlichkeit seiner Offenbarungen, als den Auserwählten Gottes, erkennen sollten. Er sorgte auch für sie. Es geschah durch Weissagungen, die zu ihrer Zeit in Erfüllung gehen sollten. Er weissagte aber mit allen Nebenumständen den Untergang und die Zerstörung Jerusalems, und des durch seine Herrlichkeit im ganzen Morgenlande berühmten Tempels. Er weissagte die Auflösung und Zerstreuung des ganzen jüdischen Volkes. Diese Dinge gehörten zur Zeit, da er lebte, zu den unglaublichen Dingen. Aber sie wurden von seinen Jüngern und Lebensgenossen aufgezeichnet; sie waren bekannt unter Juden und Christen, ehe sie geschahen. Und was er voraus verkündet hatte, als er über Jerusalems Zukunft weinte, gieng in schauderhafte Erfüllung!

§. 7.

§. 7.

Aber auch dieſe ſchrecklichen Prophezeiungen konnten denen, welche ſie hörten, nichts Ueberzeugendes von der Hoheit ſeines Weſens ſeyn. Sie hatten Recht zu ſagen: Wer weiß, ob das alles geſchehen wird? Ueber die Wahrheit der Vorherverkündigungen, können nur diejenigen richten, welche die Erfüllung derſelben erleben. Jeſus mußte demnach die Göttlichkeit ſeiner Sendung und ſeine höhere Kraft denen, die mit ihm lebten, auf eine andere Weiſe darthun, als denen, die lange nach ihm geboren wurden. Und er that dies, auf eine ſeiner Würde, ſeiner Menſchenliebe angemeſſene Art. Er machte die Kranken geſund, Blinde ſehend, Lahme gehend, Ausſätzige rein. Wohlthun iſt göttlich! Und alles Volk begehrte ihn anzurühren; denn es gieng eine Kraft von ihm, die heilete ſie alle.

Ungeachtet die Wunder, welche Jeſus ſeinen Zeitgenoſſen gethan, für uns nicht unmittelbar geſchehen ſind, und wir ganz andre Urkunden für die Göttlichkeit ſeiner Sendung in der göttlichen Vollkommenheit ſeiner Lehre ſelbſt, wie in deren Verbreitung über die Welt, oder in Erfüllung ſeiner Weiſſagungen haben, — noch wandelt das zerſtreute Volk Iſraels vor unſern Augen! — Ungeachtet die Wunderthaten, welche er im Leben verrichtete, von den Evangeliſten hätten unaufgezeichnet bleiben können, ohne daß wir deswegen Urſache gehabt hätten, ſeine Ausſendung von Gott zu bezweifeln:

zweifeln: haben doch die Erzählungen davon immer die Aufmerksamkeit der Freunde und Gegner des Evangeliums sehr beschäftigt. Immer behandelt der Vorwitz der Sterblichen das am liebsten, wovon er am wenigsten begreift. Ich bin überzeugt, und die Evangelisten sagen es selbst, es sind von ihnen gewiß nicht alle ausserordentliche Thaten Jesu aufgezeichnet, die er gethan. Sie mehren und mindern die Wahrheit seines Wortes und die Hoheit seines Berufes nicht. Sie sind überhaupt nicht für uns, sondern für unmittelbare Zeitgenossen, zum Behufe jener Zeit geschehen.

Es sind ihrer Viele gewesen, welche sich ein Geschäft daraus machten, alle Wunderthaten Jesu zu bezweifeln, oder sie auf eine natürliche Art zu erklären. Sie meinten, sich dadurch wie andre von Vorurtheilen zu säubern und den Ruhm großer Aufklärung zu gewinnen. Es sind wieder Andre gewesen, die hingegen eine besondere Angelegenheit daraus machten, die Wunderverrichtungen Jesu, als wahre Wunder zu beweisen, und die Zweifel als Irrthümer zu widerlegen. Weder die Einen, noch die Andern, scheinen mir ein wesentliches Verdienst um die Menschheit zu haben; auch zeigt sichs, daß die Einen wie die Andern, und alle ihre Streitschriften vergessen werden. Denn göttliche Wunder bedürfen wohl schwerlich der Beihülfe eines Menschen, um für Wunder zu gelten. Was Jesus vor seinen Zeitgenossen that, war Wunder für sie,

und sollte es für sie seyn. Die Gelehrten unter den Juden wollten auch zweifeln; aber sie konnten schlechterdings nicht hinwegläugnen, wovon sie mit Erstaunen Augenzeugen waren, sondern sie behaupteten nur: Christus verrichte solche Thaten mit Hülfe des Teufels. Daß Jesus Dinge bewirkt habe, welche über alle Kunst und Fassungskraft derer hinweggiengen, die solche sahen, ist gewiß. Daß sie jederzeit einen wohlthuenden menschenfreundlichen Zweck hatten, ist gewiß. Wer dies läugnen will, muß die Redlichkeit und schlichte Wahrheitsliebe der Evangelisten und Apostel hinwegläugnen. Mir ist aber viel Wunderbareres in dem enthalten, was sie von der Lehre Jesu Christi erzählen, als von seinen schnellen Heilungen unheilbar erklärter Kranken, oder in andern seiner Thaten. Bei dem allen verrichtete er unläugbar Dinge, die unbegreiflich blieben. Alles Volk begehrte ihn anzurühren; denn es gieng Kraft von ihm. Diejenigen, welche solche Wunder auf eine natürliche Weise zu erklären sich unterfangen, müssen doch alle verborgene Kräfte schon kennen, welche Gott in die Natur gelegt hat. Wer aber kennet sie? Und wer sie nicht kennt, kann er aus dem, und mit dem, was ihm unbekannt ist, eine Thatsache erklären? Zweifler, und wenn ich dir zugäbe, was Jesus Wunderbares vollbrachte, sey ganz natürlich zugegangen; sey weder übernatürlich, noch widernatürlich noch unnatürlich gewesen, sondern vollkommen nach den

Gesetzen

Gesetzen und mit den Kräften der Natur übereinstimmend: Was ist damit gewonnen? was verloren? Wenn der ungeheure Erdball, den du bewohnst, frei im leeren, weiten Himmelsraume umherschwebt, wie eine leichte Feder: so ist dies naturgemäß. Aber ist es darum weniger ein Wunder des Allmächtigen? Kennst du die Kraft welche es vermag? Bist du fähig, dies Wunder, ohne Hülfe eines andern Wunders, zu erklären?

§. 8.

Es liegen in der menschlichen Natur gewiß merkwürdige Kräfte verborgen. Aber nicht alle Menschen haben dergleichen Kräfte in gleichem Maaß. Selten erheben sie sich über das Gewöhnliche. Wir erblicken hin und wieder zerstreut Spuren derselben. Sie erregen unser Erstaunen, wie alles Ungewöhnliche. Wir halten uns, aus Furcht leichtgläubig zu heissen, berechtigt, die Wirkungen solcher Kräfte zu bezweifeln, bis wir sie als Augenzeugen anerkennen müssen; bis wir überzeugt sind, die, welche mit solchen Eigenschaften wirken, sind weder Betrüger noch Betrogene. Es giebt Menschen, die durch ihre eigenthümliche Empfindsamkeit tief im Schoos der Erde verborgene Quellen und Metalle wahrnehmen. Es giebt Menschen, welche, in einem Zustand der Entzückung, wirklich das Künftige vorausahnen. Es giebt Menschen, welche in einer seltsamen Nerven- und Seelenäusserung, wenn ich so sagen darf, zumal

in

in Krankheits-Umständen, ihr eigenes Innere und deſſen Mängel erblicken. Es giebt Menſchen, die zumal im Zuſtand des Nachtwandelns, mit verſchloſſenen äuſſeren Sinnen unglaubliche Dinge thun und wiſſen, die ſie wachend nicht verrichten und wiſſen können. (Ich rathe überhaupt Jedem, der über dieſen Gegenſtand Bewundernwürdiges vernehmen will, ſich mit den neuern Entdeckungen und Schriften des thieriſchen Magnetismus bekannt zu machen.)

Es giebt Thiere, die eben ſo auffallende Eigenſchaften haben; die Wochenlang vorher die Witterung, welche kommen ſoll, empfinden, und ſich darauf vorbereiten; oder, ohne Kenntniß der Länder, die weiteſten Reiſen auf den nächſten Wegen dahin nehmen, wohin ſie müſſen und wollen. Alle dieſe auſſerordentlichen Eigenſchaften, welche wir zerſtreut erblicken, ſind naturgemäß. Sind ſie deswegen weniger wunderbar, oder dem menſchlichen Verſtande begreiflicher?

Zweifler, dies alles läugneſt du nicht, weil die Erfahrungen deinen Zweifel beſiegen; du bezweifelſt nicht, daß mancher Menſch eine größere Kraft in ſich habe, durch ſeine Berührung Nervenleiden zu mindern als ein Andrer; oder daß ein Menſch einen höhern weiterblickendern Geiſt empfangen habe, als der Andere. Dies alles iſt naturgemäß, dir unerklärlich und Gottes Kraft. Wie nun, wenn Gott die wunderbaren Kräfte der Natur, welche unſere Erfahrungen überſchreiten, in einem Auserwählten

wählten vereint hat, um deſſen Daſeyn er die Begebenheiten der Welt, die Schickſale der Jahrhunderte zuſammenwirkend vereinte, wie zerſtreute Strahlen in einem Brennpunkt. Zweifler, wenn dir das einſtimmige Zeugniß des Alterthums ſagt: dieſer Auserwählte war Chriſtus Jeſus, der Erleuchter der Gotteswelt! — was vermagſt du an ſeinen Kräften und Thaten zu deuteln? Iſt ein Verein der hohen Gotteskraft in dieſem Einzigen wunderbarer, als ſein erhabener Geiſt, dem an innerer Vollendung und Stärke kein Anderer vor ihm und nach ihm gleich kam? oder wunderbarer, als die Ordnung der Weltereigniße um ſein Erſcheinen auf Erden? oder wunderbarer, als die Wirkung von den Worten dieſes in Demuth lebenden Einzigen auf die Schickſale der größern Nationen in nachfolgenden Jahrtauſenden? Wo iſt das Unwahrſcheinliche, daß das Volk begehrte ihn anzuführen? Wo iſt das Unmögliche, daß eine Kraft von ihm ausgieng und heilete? Gott hatte ihn auserkohren, der ewige Vater, ihn, den heiligen Sohn, und wohnte in ihm, und offenbarte ſich durch ihn dem menſchlichen Geſchlechte. In ihm war die Macht Gottes und das Leben, und das Leben ward das Licht der Menſchen. Joh. 1, 5. Darum glaube ich, Heiland, an dich; in dir iſt mir der Allerhöchſte erſchienen zur Offenbarung und Seligkeit. Aus deinem Munde kam mir Gottes Wort. Du ſelbſt ſpracheſt: Meine Lehre iſt nicht mein, ſondern des, der

mich gesandt hat. So jemand will dessen Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selbst rede. Joh. 7, 16. 17. Ich will deinen heiligen Willen vollziehen; er ist der Wille meines Vaters im Himmel.

§. 9.

Die Lehre Jesu besteht beinahe seit zwei Jahrtausenden. Sie ward in allen Welttheilen gepredigt; am lautesten unter uns. In diesem Glauben lebten unsere Väter. Sie starben in demselben. Und seit beinahe zwei tausend Jahren hat eine große Erfahrung Bürgschaft für die Wohlthätigkeit des christlichen Glaubens geleistet. Alle Völker, die ihn ergriffen, wurden edler, weiser, glücklicher; wilde Nationen gesitteter und menschlicher. Noch heute sind die Staaten der Christenheit diejenigen, in welchen Gewerbe, Künste und Wissenschaften am schönsten blühen; die Freiheiten des Volks am meisten geehrt, die Besitzungen und Rechte jedes einzelnen Einwohners gegen alle Gewalt der Großen und Mächtigen am geschütztesten sind. In den Ländern, die von Jesu Religion noch nicht erleuchtet wurden, herrscht dagegen Willkühr, Grausamkeit, Knechtschaft, Unwissenheit. Im türkischen Reiche erblickt man noch die Barbarey der Vorwelt, Druck, Härte, Rohheit; unter den Heiden Wildheit; unter den zerstreuten Juden, wiewohl sie mitten unter Christen leben,

und

und aus ihren Beispielen lernen könnten, fast aller Orten knechtischen niedrigen Sinn, große Unwissenheit, Abneigung gegen Arbeit, Unreinlichkeit und Sittenverderbniß. Was könnte überzeugender vom Werth des Christenthums sprechen, als diese Erfahrung, welche vor allen Augen liegt? Was überzeugender beweisen, daß nur die himmlische Tugend und Heilslehre Jesu Christi, der wahre Grundstein der Völker Glückseligkeit sey? Denn Nationen, so lange sie fromm und treu in ihrem Glauben blieben, und auf Thronen wie in Hütten die Vorschriften, welche der Weltheiland gab, erfüllt wurden, sind blühend, stark und geehrt geblieben; — aber sie sind gedemüthigt, sie sind untergegangen, sobald man entweder anfieng leichtsinnig und vornehm mit der Religion Gespött zu treiben, sie für Mährchen und Sache des Pöbels zu halten, oder statt wahrer Religiosität nur prunkvolle Kirchen- und Priestersache, todtes Ceremoniel und Aberglauben annahm. Sie sind gedemüthiget, sie sind untergangen, sobald die Mehrheit des Volks die Heilslehre Jesu vergaß, Selbstsucht und Eigennutz statt Gemeinnützigkeit, Zwietracht statt Liebe, Ueppigkeit und Wohlleben statt Selbstverläugnung übte.

Wie im Großen, so bewies sich der Werth der Religion und Frömmigkeit auch im Kleinsten. Die Tugendhaftesten der Menschen, waren und sind noch heute die Geliebtesten, die Glücklichsten. Habe einer Klugheit, wie er wolle, aber kein redliches

liches Gemüth, er wird verachtet, gemieden; Niemand traut ihm. Er wird, so mächtig, so reich er auch sey, sinken; mit Ränken sich wohl aufschwingen, aber nur um früher oder später tiefer zu stürzen, oder vielleicht erst über seinem Grabe, für seine Nachkommen Fluch und Unsegen zu sammeln. Er wird, betrage er sich auch nach bürgerlichen Gesetzen so redlich als er wolle, und hat er daneben ein unreines, gottvergessenes Herz, in ewigem Zwiespalt mit sich selbst, in ewiger Angst bei seinen heimlichen Verirrungen seyn; viel Mühe haben um gut zu scheinen, und doch entlarvt werden zu seiner Zeit. Er ist unglücklich, weil er in Widerspruch mit der göttlichen Weltordnung, in Widerspruch mit seinen bessern Ueberzeugungen und seiner innern Natur lebt, und durch gemeine Klugheit die Wirkungen der Religiosität, mit dem bloßen Schein das wirkliche Wesen, und die rechte Gesundheit mit einem geschminkten Angesicht ersetzen zu können wähnt. Alltäglich lehrt die Erfahrung, daß ohne Religiosität des Gemüths kein Sterblicher sicher ist, in die gröbsten Verbrechen zu gerathen; daß die Laster endlich zur Zerstörung nicht nur unsers äussern Glücks, sondern der körperlichen Gesundheit, zur öffentlichen Schmach, zum Kerker, zum Richtplatz führen.

Und diese Lehren der Geschichte, diese täglichen Beispiele aus dem Leben, was fruchten sie unter einem Volke, wo man sich immer mehr daran gewöhnt, entweder mit sogenanntem Weltton über die

die Religion Jesu sich hinwegzusetzen, oder zu glauben, Religion bestehe nur im kirchlichen Gottesdienst, im Glauben an Gott, an Jesu Verdienst, an Heilige, aber man könne übrigens seine boshaften, habgierigen, ehrgeizigen, wollüstigen, neidischen und gehäßigen Neigungen befriedigen, wenn man nur nicht öffentlich damit anstößt; wenn man glaubt, alle Sünden, Leidenschaften und Thorheiten seyen menschliche Sache, menschliche Schwächen; das Blut Jesu, oder Gottes Barmherzigkeit, Almosen, Gebete oder Messen, oder Genuß der Sakramente, würden hintennach alles wieder ausgleichen! O da ist nur noch der Name, nicht mehr die Seele des Glaubens! Da sind übertünchte Gräber! Da muß Elend und Unglück nachfolgen!

§. 10.

Viele, ja die meisten unsrer heutigen Menschen, schwanken zwischen Weisheit und Thorheit; sie sind nicht kalt, nicht warm; wollen Gott dienen und dem Mammon zugleich; nach ihren Lüsten leben und das schöne Loos der Ewigkeit zugleich fordern. Der Augenblick der Gegenwart ist ihr Abgott und ihr Gesetzgeber, und das Urtheil der blinden Menge ihre Richtschnur. Sie lassen ihre Kraft schlafen, ihr besseres Gefühl verstummen, um sich nicht auszeichnen zu müssen, und mit dem großen Haufen den breiten, ebenen Weg der Gemeinheit wandern zu können. Denn sie sind verzagt, weil ihnen

Menschenfurcht über Gottesfurcht steigt. Sie preisen die Großen des Alterthums in ihren Schauspielen, Reden und Schriften; aber wer unter ihnen groß seyn wollte, wie jene, und für Recht und Wahrheit und Tugend sich selbst aufopfern, und lieber untergehen, als Unrecht, Falschheit und selbstsüchtige Tücke anketten möchte, wird Schwärmer geheißen und als Sonderling verspottet. Es ist jetzt schädlicher arm seyn, als boshaft; es ist gefährlicher ein zerrissenes Kleid, als verdorbene Grundsätze haben. Dieser Ton, dieser Geist, diese Buhlerey mit der Gemeinheit macht selbst diejenigen irre, in denen noch lebendige Erkenntniß des Bessern lebt. Das allegemeine Geschrey will die Stimme der Wahrheit überlärmen in ihnen. Weil alles wo anders hinströhmt, werden sie zweifelhaft, ob sie auf richtigerem Wege gehen, da sie so einsam sind? und hören sie gleich alltäglich: was Jesus Christus gelehrt und gethan, sey der Menschheit Vorbild, und göttlich sein Thun und Leben gewesen, erblicken sie doch im Leben und Thun der Menschheit alltäglich das schnöde Gegentheil von allem, was der Göttliche that und lehrte.

Aber vergeblich täuscht sich der Mensch mit der falschen Vorstellung: daß er den großen Zweck seines Daseyns schon erreicht habe, wenn er nach den gewöhnlichen Begriffen bürgerlich rechtschaffen lebe, wenn er nur öffentlich keine große Laster begehe, so dürfe er übrigens im Stillen gewissen Lieblings-Leidenschaften

Leidenschaften fröhnen; aber vergebens sucht er dieselben unter dem Titel menschlicher Schwächen vor seinem Gewissen zu beschönigen. Unaufhörlich ruft ihm diese innere Stimme zu: Mensch! du bist Gott ähnlich erschaffen — und nur durch gottähnliche Handlungen, durch gottähnliche Tugenden, und durch ein gottähnliches Gemüth, kannst du den großen Zweck deines Daseyns erreichen!

Aber dieses gottähnliche Gemüth, dieses Himmelreich, kömmt nicht in deine Brust, so lange dein Herz voll böser Leidenschaften, dein Wille voll selbstsüchtiger Triebe ist; mit Jesu ähnlicher Selbstüberwindung, mußt du unaufhörlich gegen deine sinnlichen Neigungen zu Felde ziehn; denn das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reissen es an sich! Deshalb erhebe dich, du Christ, und wie Jesus Meßias, wie die Jünger, wie die Heiligen und Großen der Vorwelt, die ewige Wahrheit höher, als die Flitterpracht der Lüge, das ewige Recht höher, als den Stolz der Gewalt, die ewige Tugend höher, als Ueppigkeit, Rang und Weihrauch feiler Schmeichler achten. Nicht wo der große Haufe hintreibt, gefesselt und gezogen von der unreinen Leidenschaft, sondern wohin Wahrheit, Religion und Gewissen wirken, das ist der Weg des Lebens. Nicht wie die Welt will, wie Gott will, ist es recht! Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommt?

Und

Und ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, ſo ſeyd ihr doch ſelig. Fürchtet euch aber vor ihrem Trotzen nicht, und erſchrecket nicht! 1 Pet. 3, 13. 14. Alſo ruft uns das göttliche Wort zu. Muth denn alſo zu dem, was göttlich iſt! Mit dem Göttlichen iſt Gott, wer will wider uns ſeyn? Fürchtet nicht den Laſterhaften, den Frevler, den Spötter; mag er läſtern, freveln, ſpötteln; du, Gottesmenſch, vollbringe ohne Scheu, was Gott gebeut, was Jeſus lehrt, was dein Gewiſſen heiſcht, und dein Muth wird den Böſen ſchrecken, und er wird ſich zuletzt ſeiner Klugheit, wie einer Thorheit ſchämen. Er kann trotzen, aber ſchaden nimmer. Wer das Böſe möchte, kann trotzen, aber er iſt klug; feig iſt die ſchlaffe Selbſtſucht; feig der von ihr beherrſchte große Haufe. Darum iſt es an der Tugend, daß ſie ſich in ihrer herrlichen Pracht offenbare. Biſt du eines edlen, heiligen Entſchluſſes voll, und des Gottgefälligen in deinem Unternehmen ſicher: dann vollbringe es ohne Furcht. Gott iſt mit dir im Bunde; im Bunde mit dir ſelbſt das zitternde Gewiſſen der Böſen, darum wirſt du im Kampfe wider ſie obſiegen.

Siehe an die Leute, was wollen ſie? Sie tragen Schalkheit im Herzen, aber Edelmuth auf den Lippen; denn ſie ſind feig, weil ſie ſchlecht ſind, darum wollen ſie ſcheinen, was ſie nicht ſind. Sie betheuern Freundſchaft und lieben doch keinen Andern, als nur ſich ſelber. Das wiſſen ſie alle, darum trauet Keiner dem Andern, und ſind unter

ſich

ſich voll Argwohns. Das Reich des Böſen iſt immerdar unter ſich uneins, nur der Eigennutz bewegt ſie, aber doch können ſie der Tugend nicht ihre Ehrfurcht verſagen. Auch die Teufel glauben einen Gott und zittern. Darum treiben die feigen Schwächlinge im Dunkel ihren eigennützigen Handel, und brüſten ſich öffentlich mit gemeinnützigen Abſichten; erſchleichen Gewalt und Ehrenſtellen um zu glänzen, und ſprechen rühmend von des Volkes Wohlfahrt, als ihrer wichtigſten Sorge; fordern zu Opfern für alles Gute auf, und treiben im Stillen Wucherey, Betrug, Erbſchleicherey und Verfälſchung; reden von Gewiſſenhaftigkeit, und brechen heimlich Eide und Gelübde; glänzen geiſtreich und durch muntere Laune und Witz in Geſellſchaften, und ſind in ihrem Hauſe die Plage der Hausgenoſſen; prahlen übermüthig im Glück, und kriechen verzagt zurück, wenn es mißlingt; ermahnen zur Kühnheit, und verſtecken ſich hinter den Beherzten; ſind allezeit da, wenn die Gefahr vorüber iſt, als hätte kein Andrer ſo viel gethan, und reiſſen die Früchte des Heldenmuths und den Lohn des Heldenmüthigen an ſich; ermahnen zur Dankbarkeit, und vergelten mit Undank; wollen eine Welt vereinigen, und entzweien ſich um ein Senfkorn. Das ſind die Leute, welche das große Wort führen, die Zwerge hinter den Masken der Rieſen, die Tonangeber, die Achtbaren, denen nichts heilig iſt, als ihr Vortheil, und welche Religioſität bald zum Deckmantel eigner Schandbar-

keit,

keit, bald zum Leitzaum des Volkes machen, um Gewinn zu haben, und im Verborgenen über die Leichtgläubigkeit aller Betrogenen zu lachen, und sich ihrer großen Listigkeit zu freuen. Das sind sie, Christ, mit denen du zu kämpfen hast; das sind sie, Gottesmensch, die deiner spotten werden, wenn du dich selbst verläugnest, um dem Beispiel Jesu, der Jünger und aller Heiligen und Großen der Vorwelt zu folgen; die dich verfolgen werden, wenn du ihre Ränke vereitelst, und die Wahrheit an die Statt ihrer Lügen stellst; die dich fürchten werden, wenn sie erkennen, daß du in der Wirklichkeit bist, was sie nur scheinen möchten; die dir weichen werden, wenn sie Ueberzeugung empfangen, daß du sie nicht mehr fürchtest. Muth denn zur Tugend! Wer ist, der euch schaden könnte, ihr Kämpfer Gottes, so ihr dem Guten nachkommet?

§. 11.

Diesen Muth zur Tugend verleiht das wahre Christenthum; nicht das falsche Christenthum, noch das Namens-Christenthum der blinden, verwahrlosten, durch Laster und Eigennutz entnervten Menge, welche Herr, Herr! ruft, und Gottes Gebot nicht übt; Gott zu lieben schwört, und den Nächsten haßt; Gott anbetet, und den Leidenschaften des Fleisches dient. Nicht das Christenthum der heutigen Welt, giebt den Muth zur Tugend, sondern das Christenthum der ersten Jünger, die

die für die Wahrheit des Glaubens, für das Recht des Geistes, für die Heiligkeit der Tugend, Schmach und Noth, Armuth und Verfolgung, Hohn und Tod, mit stillem standhaftem Sinn duldeten.

Wer mir nachfolgen will, sprach der Meßias Jesus, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es erhalten. Luc. 9, 23. 24. In diesen wenigen Worten liegt der Schlüssel zum Geheimniß der Unüberwindlichkeit, zum Sieg des Guten über alle Macht des Schlechten. Ergreife das Heilige und vollbringe es, unbekümmert um dich selbst; folge dem Meister Jesu nach und verläugne dich selbst. Verläugne dich selbst; das heißt, wenn du etwas Rechtschaffenes zu thun weißt, etwas Wohlthätiges und Gemeinnützes, frage nicht erst: Welchen Vortheil werde ich daran haben? oder, was werden die Leute von mir denken? Sondern, weil das Göttliche göttlich, das Rechte recht ist, darum soll es geschehen. Berechne nicht zuvor den allfällig daraus für dich erwachsenden Schaden; nicht, ob du dir mächtige Personen dadurch zu Feinden machest; nicht, ob du Amt und Brod verlierst; nicht, ob man dich verstoßen wird? Du sollst kein Ansehen, kein Vermögen, keine Bequemlichkeit, keine Menschengunst groß achten, sondern nur was recht und gut ist. Du sollst bei dem,

dem, was recht ist, nicht auf dich selbst, sondern auf Jesum und deine Pflicht sehen; du sollst selbst das Leben verachten. Erst wenn du das kannst, bist du wahrer Christ, wahrer Nachfolger des Göttlichen.

Wer keine Furcht hat Alles einzubüßen, den müssen alle fürchten, die nichts wagen und verlieren wollen. Er ist ihr Besieger. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer um ein gemächliches, irdisches Wohlbehagen dem höhern geistigen Leben entsagt, der hat die Ewigkeit um einen Augenblick verkauft. Wer aber sein Leben verliert um Jesu willen, der wird es erhalten. Wer ein nichtiges flüchtiges Gut verachtet, um des Heiligen willen, der hat ein Staubkorn verloren und eine bessere Welt erobert. Darum thue Recht, und scheue Niemand. Für Gott alles verlassen. Und ob du gleich leidest um der Gerechtigkeit willen, so bist du dennoch selig! Wer durch Verbrechen und Ränke, Ehren und Würden erworben hat, meinst du, er könne sich derselben freuen? Selbst der gekrönte Sünder schaudert unter seinem Purpur vor der Gewalt der Wahrheit und des Rechts, und vor dem Augenblick der Vergeltung der endlich jedem erscheint. Meinst du, wer durch Betrug, Meineid, Anmaßung fremden Eigenthums und schimpfliche Hinterlist großes Vermögen gesammelt hat, er sey selig in dessen Besitz? Nein, das Gold wird ihm endlich gleichgültig, aber nicht das Bewußtseyn seiner Schändlichkeit

lichkeit, in der er es erworben hat. Gern möchte er Gott aus dem Weltall hinwegläugnen, um sich selber zu beruhigen; aber nicht einmal den Schmerz des Gewissens kann er aus seinem Herzen fortläugnen. Seine Weine können ihn berauschen, nicht ermuntern; sein Glanz kann ihn blenden, nicht beglücken. Sähest du den Sünder in der Stunde seiner Verborgenheit und Einsamkeit, du würdest für all sein Gold nicht einen seiner schrecklichen Augenblicke annehmen wollen. Du aber, Gottesmensch, ob du gleich leidest um der Gerechtigkeit willen, wirst dennoch selig seyn. Und verstieße dich dein Vaterland, o, dem Tugendhaften steht überall eine Heimath offen. Und verlörest du die Gunst derer, die Macht haben; verlörest du deine Aemter, Würden und angenehmen Verhältniße; was liegt an Ehren die keiner Ehre werth sind? Aber die Tugend wird dir überall Verehrer und Bewunderer erwecken, und eine Hochachtung, welche keine Obrigkeit, kein König sich mit aller Macht erzwingen kann. Und verlörest du um der Gerechtigkeit willen, Hab und Gut, und müßtest du in Armuth einhergehen und dein Brod auf fremder Erde suchen: o, das innere Hochgefühl würde dir den ärmlichsten Biſſen zum schwelgerischen Gastmahl verwandeln, in deiner Dürftigkeit würdest du erhabener seyn, als ein Weltgebieter. Du hättest Zufälligkeiten verloren, die immer das Spiel des Erdenglückes sind, aber dich selbst, dein wahres Wesen gefunden; du wärest arm, von Allen ver-

lassen, aber dennoch selig. Freudig würdest du auf deinen Gott, muthig stolz jedem Menschen ins Antlitz schauen. Deine Sieger würden die Geschlagenen, du, Verfolgter, würdest der Triumphirer seyn. Mit David würdest du in Zuversicht und Wonne sagen: Gott erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße, um seines Namens willen. Und ob ich schon wandre im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir; Dein Stecken und Stab tröstet mich. Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde. Du salbest mein Haupt mit Oel, und schenkest mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Lebenlang, und ich werde bleiben in der Wohnung meines ewigen Vaters immerdar. Ps. 23, 3—26.

§. 12.

Wer ist nun, der dir schaden könnte, wenn du dem Guten nachkommst? Und ob du auch gleich leidest um der Gerechtigkeit willen, so bist du doch selig. Darum fürchte dich nicht vor ihrem Trotz, und erschrecke nicht. Muth zur Tugend denn, mein Herz! dem Rechtschaffenen fehlt der Triumph nie. Zittre nicht, der gerechten Sache wegen deinen Wohlstand, dein Ansehen zu verlieren, sondern zittre für die gerechte Sache allein! Mußt du nicht, sey es nun einen Tag oder ein Jahr früher oder später, deinen ganzen irdischen Besitz hinterlassen, und nackt aus dem Leben gehen, wie du hineintratest?

teſt? Aber die Heiligkeit deiner Sache bleibt; dem Gerechten folgen ſeine Werke nach. Zittre nicht, mein Herz, wo es die Sache Gottes und die Menſchheit angeht. Das Zittern iſt an den Böſen, an den Eigennützigen, die für den Augenblick, für den Staub, für Metall, für den Gaumenkitzel, für die Heucheley falſcher Ehrerbietung leben, ohne Ahnung von einem höhern Gut, von Kleinodien des Geiſtes zu haben, für welche das Leben abzuwerfen ein Spiel iſt. Wo du, was recht iſt, erkenneſt, verläugne dich ſelbſt, und bekenne es unerſchrocken und ſtandhaft. Wo ein Bekenner der Wahrheit redet, handelt wider die Falſchheit, ſtehe ihm zu; dulde, leide wie er; ſein Lohn vor Gott wird auch der Deinige ſeyn. Bekenne Jeſum, er wird auch dich einſt bekennen. O Gottes Sohn! o Heiland der Menſchheit! für mich, auch für mich haſt du dich ſelbſt verläugnet und der Schmach und dem Tode hingegeben. Wie, ſollte ich nicht mit gleich göttlichem Muthe auch mich fortan verläugnen, wenn es darauf ankömmt, dich und die Tugend zu bekennen? Vor weſſen Drohen ſollte ich denn erſchrecken, wenn mir vor dem Weltrichter nicht bange iſt? Wer kann mir denn Glück geben oder rauben? Wahrlich, doch nicht Menſchengunſt oder Menſchenhaß. Meine innere Seligkeit iſt wohl unabhängig von Menſchenlaunen! Wer kann mir Ehre geben oder Ehre nehmen? Doch wohl nicht der Einfall eines Reichen oder Großen, die Gewogenheit oder Ungnade

gnade eines Obern, oder das Urtheil des gemeinen, leichtgeführten Volkhaufens? Nein, meines Geiſtes ewige Ehre iſt die Tugend, die vor Gott gilt. Meinen Leib können ſie tödten, aber den Geiſt nicht. Das Recht verdrehen können ſie mit Bosheit, die Unſchuld verdächtigen in Feigheit: aber mögen ſich die ſchwärzeſten Wetterwolken vor die Sonne lagern, ſie können nicht deren Strahlen auslöſchen. Die Majeſtät der Wahrheit ſtrahlt nach Jahrhunderten noch über den Gräbern der Bekenner. Nur Muth zur Tugend, Muth zur Wahrheit, Muth zum Recht, und das Reich Gottes iſt erweitert, und die Sünder erblaſſen. Allmächtiger, Allerheiligſter, verleihe uns Kraft! Wir wollen! dein Reich komme zu uns! Dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel.

§. 13.

Aber, wird mancher hier einwerfen, lehrt und predigt Tugend und Religion ſo lange und viel ihr wollt, es wird und kann doch nichts helfen, denn alles iſt von Ewigkeit her ſo beſtimmt, daß alles ſo kommen muß wie es beſtimmt iſt. Es wird daher hier der rechte Ort ſeyn, zu unterſuchen, wiefern dieſe Behauptung, die für die Glückſeligkeit des Menſchen von ſo auſſerordentlicher Wichtigkeit iſt, richtig oder unrichtig iſt. Es wechſeln in der ununterbrochenen Ordnung die Jahreszeiten. Es kreiſen die Geſtirne in ihren ewigen Bahnen. Das Alte wird wieder neu, das Neue alt. Die Werke

der

der Vorzeit vergehen, wie die Menschengeschlechter, welche sie gestiftet hatten. Neue kommen, um wieder zu vergehen und vergessen zu werden. Es ist ewiglich das Alte. Alles hat seine unabänderliche Bahn, sein unabänderliches Ziel; alles ist einem großen, eisernen Gesetz unterthan, der Stern des Himmels, wie die Blume des Feldes; der Felsen, wie der Wurm, welcher an ihm kriecht; die ganze Nation, wie der Mensch, welcher darin geboren ward. Nichts kann anders seyn, als es ist: nichts wird anders seyn, als es werden soll. Das ist das Verhängniß, das ewige! — Was ist das Verhängniß? — Wie? alles vorherbestimmt von Ewigkeit? Es welkt keine Blume, es weint kein Säugling, es stürzt kein Felsgebirg, es geht kein Volk unter, ohne daß es nicht vor unnennbaren Zeiten also bestimmt gewesen wäre? Und was ist denn meine Tugend und meine Vergehung, was ist denn das Verbrechen, was der Richter? Ist mein Wille auch vom Schicksal geboten? Bin ich endlich im großen Weltganzen nicht mehr und nicht weniger wie das Sonnenstäubchen, welches sich in den Lüften schwimmend bewegt, nicht wie es will, sondern wie es muß?

Ist alles, was geschieht, nun seit Ewigkeiten verhängt, was hilft mein Seufzen, mein Wünschen, mein Streben nach Besserem? Was fruchtet mein Gebet? War nicht auch dies Gebet in dem Rathschluß des Verhängnisses schon vorher bestimmt? Also bin ich nur eine Maschine, die

zum Spiel des großen Ganzen gehört; und mein vermeinter freyer Wille ist nur eine Selbsttäuschung? — Was ist das ewige Verhängniß? — Es ist die feste, ungeheure, endlose Weltordnung, in welcher Alles nothwendig als Ursache und Wirkung aus einander hervorgeht. Jede Wirkung wird wieder Ursache neuer Wirkungen. Der Baum bringt Saamen, der Saame wieder Bäume hervor. Weil meine Jugend so war, wie sie war, mußte ich werden, wie es jetzt mit mir ist. Die Schicksale des vergangenen Jahres haben die gegenwärtigen geboren; ohne die Vorfälle der längst vergessenen Jahrhunderte hätten wir die Begebenheit unserer Zeit nicht erblickt. So ist alles von Anbeginn in einander verkettet, und diese Verkettung dehnt sich durch die unendliche Zukunft aus. Da greift ein Rad des unermeßlichen Weltwerkes in das Andere; ein Glied hängt im Andern. Das ist das Verhängniß, und darum ist alles unabänderlich. So wie der, welcher einen Stein in den Wasserspiegel eines stillen Sees schleudert, dessen Getöse im Niedersturz, dann die von ihm weg sich rasch bewegenden Wellenringe voraus sieht, ehe sie sind; und wie sie sich immer in größern Kreisen verbreiten und sich noch zu den entfernten Ufern verpflanzen, während es schon im Mittelpunkte still ist, von wo die erste Bewegung ausgieng: eben so könnte der, welchem die Beschaffenheit aller Wesen in der Welt bekannt wäre, die Begebenheiten der Welt nach Jahrtausenden aus

der

der ersten Bewegung voraus erkennen, welche die Dinge der Welt vor Jahrtausenden zuerst empfiengen. Das wäre Allwissenheit. Aber keinem Sterblichen ist diese Allwissenheit geworden. Daher geht er ungewiß und wankelnd durch das große Gewühl des Weltlebens, und weiß nicht was vorangieng, was nachfolgt; nennt was ihm begegnet bald Glück, bald Zufall, bald unvermeidliche Nothwendigkeit. Aber er nennt nur Zufall und Ungefähr, von dem er die unmittelbaren Ursachen nicht wahrnimmt. Es ist nichts von ungefähr, weil alles seine Ursachen hat. Alles ist nothwendig; alles ist im Rathschluß des ewigen Verhängnisses einbegriffen. Alles? Wie, so wäre die unendliche Welt und Alles, was sich darin regt und bewegt, eine unendliche Maschine? ein wohleingerichtetes, wunderbares Uhrwerk, in welchem nichts anders geschehen kann, als was der Wille des Meisters vorhergesehen und bestimmt hat? Ich selbst wäre nichts als ein geringfügiger Theil in diesem Weltenbau? Ich erschrecke. Was bin ich? Wo bin ich? — Wie einsam stehe ich mit meiner Lust, mit meinem Schmerz in dieser kalten, eisernen Ordnung der Dinge, und unter diesen todten willenlosen Gestalten! Warum soll ich hier gefühlvoll und liebend dastehen, da nichts meine Liebe verdient? Warum hassen, da auch das Böseste, auch das Laster nothwendig wäre? Wie verlassen bin ich plötzlich von meinen schönen Wünschen, von meinen erquickendsten Hoffnungen!

Wozu

Wozu dies Spiel mit mir? Wozu meine Reue wegen Fehler, die ich vorher bestimmt war zu begehen? Wozu mein Haß gegen die Sünde, wenn das ewige Verhängniß mich derselben einmal geweiht hat? — —

Nein! nein! ich bin auf Irrwegen. Alles in mir widerspricht diesen Vorstellungen von der Welt. Meine Gefühle empören sich dagegen mit stürmischer Gewalt. Ich empfinde deutlich die Freiheit meines Willens; und ist gleich mein Körper einem todten Werkzeuge gleich, ist doch mein Geist nicht Maschine; er ist das Regierende, Belebende, das, was sich nach eigenen Ueberlegungen entschließt. Nein, die Welt ist keine todte, kalte Masse, in der sich alles, sich selbst unbewußt, nach ewigen Vorherbestimmungen bewegt, sondern ein liebender Gott waltet lebendig mit seiner Macht und Güte durch Alles, beseelt Alles und beseligt Alles. O, was wäre die Welt ohne Liebe, ohne Gottheit, ohne Recht, ohne Freiheit, ohne Vergeltung! Ein ungeheurer Leichnam, von dem die Seele gewichen; ein bewußtloses Spiel der Dinge, worin für das Höchste und Herrlichste, für Tugend, Liebe und Vollkommenheit nur Namen vorhanden wären, ohne daß die Gegenstände selbst da wären! Ein elendes, zweckloses, unauflösliches, nie endendes Räthsel; und das allerbeklagenswürdigste der Wesen darin wäre der Mensch mit den Ansprüchen seiner Vernunft, mit den Gefühlen seines Herzens!

§. 14.

§. 14.

Nein, jene Vorstellungen von einem Verhängniß sind Irrthümer des Verstandes, entsprungen aus allzu einseitiger Betrachtung der Dinge. Darum führen sie zuletzt auf Widersprüche mit sich selbst; auf Widersprüche mit Allem, was wir ausser uns wahrnehmen; auf Widersprüche mit unserm eigenen Bewußtseyn.

Was ist das ewige Verhängniß? — Es ist die feste, ungeheure, endlose Weltordnung, in welcher Alles nothwendig als Ursache und Wirkung auseinander folgt. Jede Wirkung darin wird wieder eine Quelle von neuen Wirkungen. Folglich ist das, was heute geschieht, nothwendige Folge des Vergangenen, und das, was ich heute bin, die nothwendige Frucht der verflossenen Tage. — Wie? — Läugnen läßt sich dies nicht; wie vermeide ich nun die Irrwege des Verstandes, in welche ich abermals zu gerathen in Gefahr bin?

Ich will das Weltganze in seiner Vielseitigkeit überschauen. Da erblicke ich dann vom todten Stein bis zum höchsten aller geschaffenen Wesen, eine unendliche Menge von Kräften. Alles, was da ist, das ist an sich auch eine Kraft; das heißt: sie wirkt auf ihre Umgebungen. Auch der todte Staub ist eine Kraft, sonst könnte er nicht auf die Dinge um sich her wirken durch seine Schwere, durch seine Anhänglichkeit; sonst würde er nicht auf unsere Sinne wirken durch seine Farbe, durch seine Gestalt, durch seinen Geruch. Was nicht

auf

auf mich wirkt, ist für mich nicht vorhanden; was aber wirkt, das ist eine Kraft. Die Menge der im göttlichen Weltall vorhandenen Kräfte ist so zahllos als mannichfaltig. Sie bilden eine ungeheure Stufenfolge vom Geringsten zum Höchsten. Sie verbinden sich mit andern Kräften, und bringen, durch solche Vereinigungen, ganz neue Erscheinungen hervor. Welche Mannichfaltigkeit von Kräften wohnt nicht in dem Körper welchen wir Stein nennen; wie größer noch ist diese Mannichfaltigkeit in den Pflanzen; wie größer noch in den Thieren! — Aber nicht bloße Mannichfaltigkeit herrscht unter ihnen, sondern auch eine höhere oder niedere Stufe. Die Lebenskraft der Pflanze ist doch höher als die Kraft, welche der Stein hat; jene vermehrt sich durch sich selbst, hat ihre Jugend, ihr Alter, ihre Fortpflanzung. Höher noch steht die Kraft, welche wir Thierseele nennen; denn sie fühlt, sie wählt, sie urtheilt. Noch höher steht die Kraft des menschlichen Geistes, in der herrlichen Klarheit ihres Sichselbstbewußtseyns. Noch höhere Kräfte stehen über uns, welche die heilige Schrift Engel und Erzengel nennt. Aber alle diese Familien und Reiche von Kräften in der Schöpfung Gottes sind, was sie sind, durch Gottes Willen: alle haben ihre besondere Wirkungskreise, ihre besondern Bestimmungen, ihre eigenthümlichen Gesetze, nach denen sie handeln und wirken müssen. Darum ist und bleibt der Stein nur Stein, und behält seine Eigenschaften; darum

ſuchen die Wurzeln des Weinſtocks und der Diſtel nur die ihnen entſprechende Nahrungsſtoffe; darum leben und bewegen ſich anders der Fiſch im Waſſer und der Vogel in der Luft. Jede Kraft in der Natur hat von Gott ihr eigenes Geſetz empfangen; und alſo auch der menſchliche Geiſt ein eigenes, welches weder das Geſetz des Thiers, noch der Pflanze, noch des Steines iſt.

In Gemäßheit dieſer eigenthümlichen Geſetze, wirken nun alle erſchaffenen Weſen auf einander. Sie verbinden und trennen, ſuchen und fliehen ſich, ziehen ſich an und verdrängen ſich. So entſteht das unendliche Leben und Regen im Weltall. Das Streiten der Kräfte untereinander iſt das Leben des Weltalls. Weil aber die Kräfte, aus denen dies Weltall zuſammengeſetzt iſt, nicht anders wirken können, als es die ihnen von Gott gegebenen Wirkungskreiſe und Geſetze geſtatten, ſo ſind alle ihre Handlungen nur nothwendige Folgen ſolcher Geſetze. Und wie die Kräfte durch Gottes Willen entſprangen, ſah der ewige, hohe Baumeiſter der Welten auch alle ihre Wirkungen voraus. Das war die ewige Vorherbeſtimmung deſſen, was geſchehen ſollte. Doch Gott, indem er von Anbeginn das Daſeyn der Welt beſchloß, beſchloß daſſelbe in ſeiner unendlichen Weisheit. Darum wirkte das Streiten der Kräfte keine Verwirrung des Ganzen, ſondern ein Befördern aller; keine Sichſelbſtzerſtörung, ſondern ein hohes, wundervolles Leben des Ganzen, wo eines dem

andern

andern dienen, und was da dient, unter andern Verhältnißen zugleich das andere beherrſchen muß. Das war, das iſt, das wird ſeyn, die ewige Weltordnung, in welcher ſich die Sterne und Sonnenſtäubchen bewegen; die Gräſer und Mooſe, wie ganze Nationen, aufblühen und untergehen. Doch Gott, als er in ſeiner unendlichen Vollkommenheit die Weltordnung ſchuf, ſchuf ſie zu unendlich erhabenen Zwecken; er ſchuf ſie in der Fülle ſeiner Liebe. Er, die höchſte Güte, wollte die Beſeligung des Ganzen, das Glück derjenigen Kräfte, welche eines Gefühls vom Glück fähig gemacht waren. Darum iſt im Weltganzen durch die göttliche Vatermilde ſelbſt für die Freude des kleinſten Wurms geſorgt, und dem menſchlichen Geiſte verlieh er noch höhere Seligkeit. Allein der Wurm verliert die Freude und empfindet Schmerz, ſobald er die Geſetze ſeiner Natur verletzt. Eben ſo auch der menſchliche Geiſt die Seligkeiten, die ihm beſtimmt ſind, wenn er ſeine Geſetze unerfüllt läßt. Sein Geſetz aber iſt vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen iſt; folglich ſeine erhabnere Stellung zu behaupten, die ihm angewieſen ward, um über die untern Kräfte zu herrſchen, nicht aber ſich von ihnen beherrſchen zu laſſen. Es ſoll der Geiſt die thieriſchen Kräfte, welche in ſeinem Körper wohnen, beherrſchen; unreine Begierden unterdrücken; nur auf Gott emporblicken, und die Geiſterwelt, deren Genoſſe er iſt. Sein Geſetz iſt das

Gewiſſen,

Gewiſſen, iſt die Sehnſucht nach Vollkommenheit, iſt der Abſcheu gegen das Böſe, iſt der unzerſtörbare Trieb zur Freiheit. Läßt er ſich im Streit mit ſeiner thieriſchen und pflanzenhaften Natur von dieſer unterjochen: ſo wird er ſich ſelbſt verächtlich und elend. Denn Alles iſt in der Weltordnung eine Verkettung nothwendiger Folgen. Die Sünde und das Unvollkommene gebiert den Schmerz.

§. 15.

Der Menſch iſt alſo nicht zum Verderben, nicht zur Sünde vorherbeſtimmt, ſondern zur Seligkeit und Vollendung. Durch Feſtigkeit ſeines Willens kann er dieſe Selbſtvollendung in allen Verhältniſſen ſeines Lebens erreichen. Er kann voraus wiſſen, daß, wo er Traurigkeit und Schmerzen fühlt, irgend etwas an ihm ſey, das noch nicht iſt was und wie es ſeyn ſoll. Der Schmerz und das Uebel ſelbſt wird ſein Wegweiſer zur Seligkeit. Das iſt ſein Verhängniß! — Welche Schickſale uns alſo treffen mögen — wir ſind unabhängig von ihnen, inſofern wir uns ſelbſt ſind, was wir ſeyn ſollen. Schon im hohen Alterthum bemerkten die einzelnen Weiſen, welche damals lebten und lehrten, ſo wie ganze Völker, im Lauf der Dinge die Gewalt der Verhängniße. Vor dieſer Gewalt erzitterten alle Herzen. Die Weltweisheit der Heiden ſuchte ſich das furchtbare Räthſel zu löſen. Man nannte dieſe ewige, unerbittliche Gewalt, der Alles unterworfen ſey, der

nichts widerſtreben könne: das blinde Schickſal. Von ihm empfieng der Wurm, wie der erhabenſte Menſch und die Nationen ihr Loos. Ja, ſelbſt alle Gottheiten, mit welchen die Einbildungskraft der Sterblichen Himmel und Erde bevölkert hatte, waren, ſo glaubte man, dieſem ewigen Weltgeſetz unterworfen. Auch der mächtigſte der Götter konnte ſich nicht darüber emporſchwingen. Dieſer Glaube an das weltgebietende Schickſal, mußte unter denjenigen Menſchen nothwendig ſeyn, welche noch keinen ſtrengen Unterſchied zwiſchen Geiſter- und Körperwelt machten, ſondern in ihrem Sinn ſo eng und innig mit dem Irdiſchen verbunden waren, daß alles, was ihren Leib betraf, auch zugleich Loos ihres Geiſtes wurde. Ihre höchſten Güter wohnten im Irdiſchen — Schönheit, Macht, Reichthum, Ehre. Da ſie alſo nur für dieſe Dinge lebten, und keine höhere Bedeutung des Lebens kannten, ſtieg und ſank der ganze Werth ihres Daſeyns in gleichem Verhältniß, wie ſie von jenen Gütern mehr oder weniger erreichten. Das Schickſal, welches ihnen jenes raubte, konnte ihnen alſo Alles entreißen. Wenige hatten die Ahnung, daß es noch ein höheres Gut gebe, welches ſelbſt das gewaltigſte Schickſal dem Sterblichen nicht wider ſeinen Willen nehmen könne. Die es aber thaten, erregten ſchon damals durch den Heldenſinn ihrer Tugend, das Erſtaunen und die Ehrfurcht der Welt; ja, man war geneigt, ſie ſelbſt unter die Götter zu verſetzen. Ein anderes iſt es im Chriſtenthum

als

als im Heidenthum. Jesus führte das menschliche Geschlecht von den Irrthümern der Einbildungskraft und des Verstandes auf die Straße der ewigen Wahrheit zurück. Er offenbarte uns den einigen Gott, als das vollkommenste aller Wesen, und als den Vater der Geister, welchen wir, nicht mit Opfern und irdischen Dingen, sondern im Geist verehren sollen. Er offenbarte uns, daß die Bestimmungen der Menschheit nicht zwischen Wiege und Grab eingebannt lägen, sondern ließ den Blick in das Geheimniß der Ewigkeit dringen. Er lehrte das Leben auf Erden gering achten; nicht hier sey der Schauplatz unseres Glückes; sondern im Hause meines Vaters, sprach er, sind noch viele Wohnungen! Er lehrte die Gränzlinie zwischen dem Werth des Irdischen und des Himmlischen oder Geistigen. So ihr Nahrung und Kleider habt, sprach er, so lasset euch genügen. Trachtet am meisten nach dem Reiche Gottes. Ihr sollt vollkommen werden, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und Schaden litte an seiner Seele? Er lehrte die Oberherrschaft des Geistes über den Leib, den unendlichen Vorzug und die Majestät des Geistes über alles Erdengut kennen. Er selbst bewies in seinem Leben, wie der Mensch höher als jedes Schicksal stehen könne, und unantastbar von demselben. Er bewies, daß die Verhängniße zwar unsere irdischen Verhältniße angreifen können,

nen, aber daß sie nicht vermögend sind, unsere innere Ruhe, die Seligkeit unseres Geistes zu zerstören. Das Verhängniß oder Schicksal ist also bloß das göttliche Gesetz, dem die Körperwelt unterworfen ist. Gesundheit oder Krankheit des Leibes, Leben oder Tod desselben, Verbesserung oder Verschlechterung unserer Glücksumstände, Zunahme oder Abnahme unseres Ansehens, unseres Einflusses, unserer Gewaltsmittel, Aufblühen oder Untergang der Nationen, Sieg oder Verlust auf Schlachtfeldern — alles dies, und alles, was irdisch ist, unterliegt dem Gesetz des Irdischen, dem Verhängniß.

Geister aber sind einem ganz andern Gesetz unterworfen. Sie theilen die Schicksale des Irdischen nicht. Ihr Wesen ist Freiheit, ihr Gesetz die Tugend, ihr Ziel die Gottähnlichkeit. Das Schicksal des Irdischen bewährt sie nur, insofern sie mit dem Irdischen verknüpft sind. Je weniger sie sich selbst gehören, je mehr sie sich erdwärts neigen, sich mit dem Irdischen vermischen, das Irdische lieben, desto mehr sind sie auch dem Verhängniß unterthan. Wer sich unter fremde Herrschaft begiebt, muß dessen Gesetz dulden. Wer auf eigene Hoheit und Freiheit Verzicht leistet, muß die Behandlung des Knechts annehmen. Darum ist nur der, welcher sein Heil von Aussendingen erwartet, unglücklich; darum ist nur der Nachfolger Jesu, der wahrhafte Weise, glücklich. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge, selbst

die

die ſcheinbar ſchrecklichſten Schickſale, zum Beſten dienen. Römer 8, 28. Geiſter ſind einem ganz andern Geſetz unterworfen, als das Irdiſche; darum wird ihnen weh, wenn ſie ſich unter fremde Herrſchaft begeben. Sie ſind abgefallen von ihrer Würde, von ihrem Beruf, ſie mochten nicht erhabene Geiſter, ſondern erhabene Thiere ſeyn. Aber Gott liebt ſie noch. Das Schickſal wird ihre Zuchtruthe, und treibt ſie zurück zur Selbſterkenntniß, zur Ergreifung des Beſſern. Und durch den Mund furchtbarer Verhängniße ſpricht Gottes Stimme zu ihnen: Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken, und eure Wege ſind nicht meine Wege. Sondern, ſo viel der Himmel höher iſt denn die Erde, ſo ſind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken, denn eure Gedanken. Jeſaias 55, 8. 9. Zwar können wir den Verband mit dem Irdiſchen nicht ganz aufheben. Wir ſtehen als Geiſter auf einer ſo niedrigen Stufe, daß wir mit den geringern Weſen des Weltalls in unmittelbarer, enger Berührung leben müſſen. Aber es liegt an uns, höhere Weſen zu ſeyn oder zu werden, darum erſchien Jeſus Meßias. Er kam, uns zu erlöſen von den Banden der Finſterniß und der Macht des Todes die im Irdiſchen wohnt. Er kam, uns unſere verlorne Freiheit wieder zu erobern. Aber ſein Erlöſerleben war für denjenigen umſonſt, der ſich nicht ſelbſt verläugnen, nicht der Welt entſagen und leben kann, gerecht, unſchuldig, ohne Selbſtſucht,

 wie

wie er. Sein Erlösertod war für denjenigen umsonst, der nicht Geistesmuth und Erhabenheit genug hat, Gott mehr als den Menschen zu gefallen, und sterben zu können, wie er.

Wir können uns nicht vom Irdischen ganz ablösen; aber wir sollen uns nicht von der Liebe des Irdischen unterjochen lassen, sondern über demselben in aller Freiheit bestehen. Wir sollen und müssen Nahrung für unsern Leib suchen, aber durchaus keinen köstlichen Werth auf das Kitzeln unsers Gaumens legen. Wir sollen uns anständig kleiden, aber uns von keinem Wohlgefallen an äusserlicher Pracht überwinden lassen, so daß wir minder glücklich wären, wenn wir nicht zierlich gekleidet einhergehen. Purpur, Sammet und Seide, sind zuletzt von gleichem Stoff, wie der geringste, mit dem man die Blöße seines Leichnams deckt. Wir sollen arbeiten, unsere Vermögensumstände zu verbessern suchen, damit wir desto mehr Mittel für uns und die Unsrigen erhalten, unabhängig von den Launen anderer Menschen zu seyn, und nützliche Dinge zur Beförderung öffentlicher Glückseligkeit zu bewirken; aber in dem Mehrhaben sollen wir nicht unsern Stolz, unsere ganze Lust setzen, dann wird das Minderhaben auch nie unsere Schande und unser größtes Leid seyn. Wir sollen Achtung und Einfluß nicht verschmähen; aber keine Achtung, keinen Einfluß suchen, als durch unser Verdienst und unsere Tugend. Denn nur insofern das öffentliche Ansehen des Menschen

zugleich

zugleich vom öffentlichen Zutrauen begleitet und aus ihm entsprungen ist, kann es ein Mittel werden, unzähliges Gute zu stiften. Aber nach Ansehen dürsten, um Ansehen zu haben; herrschen wollen, um der Herrscher zu seyn, heißt die Laufbahn schon für das Ziel halten, das Mittel zum Zweck, das Werkzeug zum Werk selbst machen. In den Verhältnißen des gemeinen Lebens hoch oder niedrig stehen, Rang und Titel haben, oder keinen, das ist dem unsterblichen Geiste gleich, der da weiß, wie die wahre Würde nicht ausser ihm, sondern in ihm wohnt; wie nicht das, was Menschenhände geben, sondern der Werth, welchen der Geist sich selber giebt, unvertilgbar ist.

§. 16.

Wir können, wir sollen die Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens nicht fliehen. Sie sind eine Erquickung unseres ganzen Wesens. Aber wir sollen uns nicht mit solcher Begierde an sie hangen, daß wenn sie untergehen, wir mit ihnen untergehen müssen. Wir sollen unsere Geliebten, unsere Freunde und Freundinnen, unsre Eltern, unsre Kinder, mit jener Zärtlichkeit lieben, die das Bedürfniß zarter Seelen ist. Allein wir sollen auch nie vergessen, daß es nicht ihr Leib ist, den wir lieben — er wird veralten, absterben — sondern ihr Geist. Wir sollen uns stets vergegenwärtigen, daß eine Stunde schlagen wird und schlagen muß, da das, über alles Irdische gebietende

tende Schickſal, uns von einander ſcheidet, nicht den Geiſt vom Geiſt, ſondern nur den Leib vom Leib. Wer ſein höchſtes Glück in dem Odemzug eines Sterblichen gründet, hat es am gefährlichſten gegründet. Wer nicht das Weltall als ſein göttliches Vaterhaus, den Geiſt nicht als den Gegenſtand ſeiner Liebe, Unſterblichkeit nicht als die Bürgſchaft ſeines Glückes anſehen kann, der ſoll nicht mit Zärtlichkeit lieben, wenn er nicht ſein Elend liebt, und der Raub ſchwerer Verhängniße werden will. Denn was er liebt, muß Staub und Aſche werden. Unſere Geliebten können dahin ſterben, aber wir ſind nur dann erſt durch ſolchen Verluſt unglücklich, wenn wir vergeſſen, daß wir und ſie Mitglieder des Geiſterreichs ſind; daß wir ſie als Geiſter nicht verlieren können; daß wir uns durch nichts Vergängliches in dem Grade feſſeln laſſen ſollen, als wäre es unvergänglich.

Der Tod des Leibes war eine nothwendige Folge des Irdiſchen; unſer Schmerz iſt nothwendige Folge zu großer Anhänglichkeit am Irdiſchen. Das iſt Verhängniß; Aber alle Verhängniße Gottes ſind wohlthätig; ſie ſtärken unſere Kraft, ſie locken durch Milde, oder treiben durch furchtbaren Ernſt den Geiſt empor vom Hinfälligen und Irdiſchen, zur Erkenntniß und Liebe des Unvergänglichen, vom Thieriſchen empor zu dem, was unſere eigentliche Würde iſt, zum Geiſtigen. Kriege und Schlachten, Hunger und Elend, Krankheiten, Raub und Brand, ſind

Verhängniße.

Verhängniße. Was beſagen ſie? Nichts, als Untergang alles Vergänglichen. Sie weiſen uns auf das Bleibende, Ewige hin, auf das Glück, welches nur in unſerm Innern gedeiht. Dein Jammer über die Unfälle, lag er im Rathſchluß des Verhängniſſes? Ja, weil er eine nothwendige Folge deiner eigenen Unvollkommenheit war. Die Seelenruhe des Weiſen in allem Unglück — ſie iſt die eben ſo nothwendige Wirkung ſeiner Geiſtesgröße und ſiegenden Kraft. Je tugendhafter und ſich ſelbſt angehörender der menſchliche Geiſt iſt, je unabhängiger iſt er von allen Verhängniſſen. Je heiliger unſer Inneres iſt, je näher ſtehen wir Gott; je näher Gott, je entrückter ſind wir der Gewalt der Verhängniſſe. So löſen ſich die Widerſprüche in herrlichen Einklang auf; aus dem Dunkel wird Licht. Alles muß zu unſerm Beſten dienen, Alles für uns ſeyn, weil Gott für uns iſt. Die Verhängniſſe des Herrn ſind weiſe, ſind gerecht, ſind gütig. Sie erſcheinen nicht um uns zu willenloſen Sklaven zu machen, ſondern unſerm Geiſt die Freiheit zu geben; ſie erſcheinen und ergreifen ihn, um ihn über alle Verhängniſſe zu erheben. Alle Verhängniſſe Gottes ſind ewig und unvermeidlich, aber ſie ſind die Beſtimmungen der ewigen Liebe, ſie ſind der Beſchluß der unumſchränkten Weisheit zur Seligkeit des geſammten Weltalls! — O, welch eine Tiefe des Reichthums, beides, der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie unbegreiflich ſind ſeine Gerichte, und wie unerforſchlich ſeine Wege!

Als Gott der Herr den Menschen schuf:
Schuf Er ihn sich zum Bilde;
Gottähnlichkeit sollt' sein Beruf
Seyn, in der Tugend Milde.
Er gab ihm Kräfte mancher Art,
Schenkt ihm den freyen Willen,
Damit er frei, nach Gottes Art
Das Gute könnt' erfüllen! —

Die Allmachtskraft, die unumschränkt
Die Erden, Sonn' und Sterne
Ins Daseyn rief, und ewig lenkt
In uferloser Ferne:
Begrub der Freiheit Hochgefühl
Tief in des Menschen Seele,
Auf daß er in des Staubs Gewühl
Von selbst das Beste wähle.

Der Pflanzen, Thiere, große Schaar
Begabt' der Herr mit Leben,
Auch dieser beiden Leben war
Dem Menschen zugegeben.
Allein ein Leben höh'rer Art,
Hoch über Thier und Pflanze,
Ward noch dem Menschen zugepaart:
Der Geist vom Gottesglanze.

Beherrsche du mir die Natur,
Sprach Gott zu seinem Werke!
Beherrsch' das Meer, den Wald, die Flur,
Mit deines Geistes Stärke.
Jedoch vergeß' dich selber nie
Zuerst zu überwinden;
Dann erst wirst du das Glück allhie
Die sel'ge Freiheit finden! —

Und dieſe Freiheit find'ſt du nur
Im Tiefſten deines Herzen:
Folgſt du der Tugend hoher Spur,
Trotz Elend, Unglück, Schmerzen;
Denn Tugend nur, führt dich zu Gott,
Zurück zu deiner Quelle.
Fern von ihm ſeyn: iſt Seelen-Tod.
Fern von ihm: Geiſterhölle.

Des Himmels hehre Seligkeit
Und hohes Gott-Vertrauen,
Beglückt ein Herz, das Reinigkeit
Geweihet Gott zu ſchauen.
Denn, wie das Gleiche der Natur,
Sich nur dem Gleichen einet;
So nähert ſich der Gottheit nur
Was Tugend iſt: nicht ſcheinet.

Je mehr der Geiſt ſich ähnlich macht
Dem Urquell aller Weſen,
Je mehr beſiegt er ſtets die Macht,
Der Finſterniß des Böſen.
Und wie der Schöpfung großes All
Erſchaffen ward durch Liebe:
So wird der Gottheit Wiederhall
Im Menſchen kund durch Liebe.

Und Liebe — ew'ge Liebe nur!
Heißt auch das große Weſen —
Heißt auch der Schöpfer der Natur,
Der uns zur Lieb erleſen.
Als einſt das große Allmachtswort,
Er ſprach: — Das Weltall werde!
Entſprangen tauſend Sonnen dort
Und hier auch unſ're Erde.

Und was das gold'ne Strahlenmeer
Die Sonnen dort verkünden,
Iſt Lieb! — im Herzen können wir
Dafür die Bürgſchaft finden.
Allein der Liebe Herrlichkeit —
Ward uns erſt kund durch Jenen,
Der für der Menſchheit Seligkeit
Sich martern ließ und höhnen.

Er kam von einer höhern Welt,
Die Lieb' uns zu erklären —
Erleuchtete der Wahrheit Feld —
Und zeigt uns was wir wären.
Und ſeiner Lehre Ewigkeit
Beſiegelt er durch Tugend,
Der er ſein ganzes Herz geweiht
Von ſeiner früheſten Jugend.

Gott iſt ein Geiſt von reiner Lieb',
Willſt du (ſprach er) ihn ſchauen,
So mußt du erſt durch Geiſtestrieb
Dazu die Weih' empfahen. —
Nicht Formeln, Wortgepräng und Schein,
Was hier die Menſchen blendet;
Ein Herz durch Lieb' und Tugend rein,
Iſt, wozu Gott ſich wendet. —

Drum willſt du, Menſch, das höchſte Glück
Der Geiſterwelt empfinden? —
So mußt du tief, mit Geiſtesblick
Das Chriſtenthum ergründen.
Und wenn ſich dann der tiefe Sinn
Des Heil'gen dir entfaltet:
Dann ſchwing dich auf zu Jenem hin,
Der ewig iſt und waltet!!!

3 2044 054 762 570
NOT TO BE REMOVED
FROM THE LIBRARY

Als Gott der Herr den Menschen schuf:
Schuf Er ihn sich zum Bilde;
Gottähnlichkeit sollt' sein Beruf
Seyn, in der Tugend Milde.
Er gab ihm Kräfte mancher Art,
Schenkt ihm den freyen Willen,
Damit er frei, nach Gottes Art
Das Gute könnt' erfüllen! —

Die Allmachtskraft, die unumschränkt
Die Erden, Sonn' und Sterne
Ins Daseyn rief, und ewig lenkt
In uferloser Ferne:
Begrub der Freiheit Hochgefühl
Tief in des Menschen Seele,
Auf daß er in des Staubs Gewühl
Von selbst das Beste wähle.

Der Pflanzen, Thiere, große Schaar
Begabt' der Herr mit Leben,
Auch dieser beiden Leben war
Dem Menschen zugegeben.
Allein ein Leben höh'rer Art,
Hoch über Thier und Pflanze,
Ward noch dem Menschen zugepaart:
Der Geist vom Gottesglanze.

Beherrsche du mir die Natur,
Sprach Gott zu seinem Werke!
Beherrsch' das Meer, den Wald, die Flur,
Mit deines Geistes Stärke.
Jedoch vergeß' dich selber nie
Zuerst zu überwinden;
Dann erst wirst du das Glück allhie
Die sel'ge Freiheit finden! —